

## **Wie der Krieg in die Viktoriaschule kam -**

Ein Beitrag zu den Anfängen der Schule,  
ihrem Direktor Paul Borchardt  
und der Abiturprüfung 1915 an einem der  
ersten deutschen Mädchengymnasien.

**Impressum:**

Verfasser: Norbert Fabisch  
Viktoria-Gymnasium  
Kurfürstenplatz 1, 45138 Essen

Telefon: 0201 8569130

Kontakt: [kontakt@viktoriam-gymnasium.de](mailto:kontakt@viktoriam-gymnasium.de)

Druck: Stadt Essen  
Amt für zentralen Service

© 2014

## **Warum es sich vielleicht lohnt, dieses Heft zu lesen**

Als im letzten Jahr eine Schülerin des Leistungskurses Geschichte eine Facharbeit über die erste Abiturklasse unserer Schule schreiben wollte, suchte ich ihr im Archivkeller die Prüfungsarbeiten im Fach Deutsch zum Abiturtermin 1915 heraus. Die 14 Schülerinnen hatten einen Besinnungsaufsatz zum Thema „Wann dürfen wir von einem heiligen Kriege sprechen?“ zu schreiben. Acht Monate nach Kriegsbeginn waren diese jungen Frauen fest überzeugt, dass Deutschland einen Verteidigungskrieg führt und dass es eine „heilige Pflicht“ sei, für Deutschlands „heiligsten Güter“ zu kämpfen. Ihre Aufsätze hatten sie in schönster Kurrentschrift geschrieben, die von meiner Frau und mir mit einiger Mühe transkribiert wurden. Bei dieser Arbeit wuchs meine Neugier und ich wollte mehr über diese Abiturklasse und ihrem Lehrer Paul Borchardt erfahren, die von einem heute unfasslichen Bildungswillen beseelt waren, der sie aber vor nationaler Arroganz und politischen Irrtümern nicht schützte.

Die Wochenzeitung „DIE ZEIT“ hat einige dieser Aufsätze abgedruckt und es meldete sich danach die Tochter einer Abiturientin von 1915, die Interessantes über ihre Mutter zu erzählen wusste und noch ein 132-Seiten-Heft aus den beiden Primajahren besaß, das zeigt, wie Professor Borchardt seine Abiturientia vorbereitet hatte.

Diese kleine Schrift möchte die Leser einladen einen Blick zu tun in die Anfangsjahre unserer Schule, eines der ersten deutschen Mädchengymnasien, wo im „braunen Heiligtum“ ihres Direktors eine kleinen handverlesene Schar höchst ehrgeiziger junger Frauen begierig die „höchsten Werte“ deutscher Bildung aufnahm – es war eine andere Schulwelt, schauen Sie hinein.

Norbert Fabisch



## Wie der Krieg in die Viktoriaschule kam

### Ein Beitrag zu den Anfängen der Schule, ihrem Direktor Paul Borchardt und der Abiturprüfung 1915 an einem der ersten deutschen Mädchengymnasien

Von Norbert Fabisch

Die „Städtische Viktoriaschule – Lyzeum und Studienanstalt Essen-Ruhr am Kurfürstenplatz“ gehörte zu den allerersten Mädchengymnasien Preußens und genoss landesweit einen exzellenten Ruf. 1915 legte hier eine kleine Schar bildungsbegeisterter Mädchen die erste reguläre Abiturprüfung ab. Ihr Thema im deutschen Aufsatz lautete: „Wann dürfen wir von einem heiligen Kriege sprechen?“ Über die Anfänge dieser Schule, ihren Direktor Paul Borchardt und die nationalistische Erziehung im Weltkrieg erzählt dieser Aufsatz.

Zunächst aber wird der Leser gebeten einzutreten in das „braune Heiligtum“, das mit Rupfenbespannung und braunen Ledermöbeln ausgestattete Amtszimmer von Professor Borchardt. In der Abiturzeitung des Jahrgangs 1919 hören wir davon.



*Professor Paul Borchardt in seinem Amtszimmer (Heute ist hier die Lehrerbibliothek.)*

„Donnerwetter – schon 5 vor halb neun, da wird's ja höchste Eisenbahn' - in sausendem Tempo wird noch der Schulhof genommen! – Gott sei Dank, das glückte ja noch mal – aber nun noch der verfl... Horaz! – Im Vorzimmer des Herrn Direktors steht schon die ganze Corona versammelt. ‚Bitte, liebste Maria, bitte, übersetze doch mal schnell die eine Stelle, -

doch nur ja schnell – die war ja ganz voll Fehler!’ – Doch o weh, die Minuten schwinden trotz Marias wohlwollender Bereitwilligkeit, man vernimmt schon das Unheil verkündende Umdrehen eines Schlüssels – die Tür öffnet sich – ein prüfender Blick – ein kurzes ‚Bitteschön‘ – das Heiligtum nimmt 17 junge Mädels in seinem Schoß auf. – Frühlingssonne lacht durch die Fenster – die braunen Möbel, die Vorhänge, die Tischlampe – alles scheint sich in ihrem warmen Glanz zu sonnen, - sogar der bronzene Augustus lächelt ganz leise mit. – ‚Ach wie gemütlich ist’s hier‘ – Die Plätze am Fenster haben schon gleich Liebhaber gefunden – doch auch das Ledersofa mit Wiener Werkstätten-Kissen hat natürlich große Anziehungskraft. ‚Heute habe ich aber das größte Anrecht – heute komme ich rein – wenn die Käthe fehlt...!‘ Der fromme Wunsch bleibt unerfüllt, die Tür wird hastig geöffnet, Käthe schneit herein – ihre Arm- und Beinbewegungen verraten heftigste Erregung – ‚Entschuldigen Sie bitte, ich hab’ mich verspätet‘ – erledigt versinkt Käthe in den Untiefen des mitleidigen Sofas. – ‚Wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben!’ tönt’s eisig zurück. – ‚Ach du lieber Himmel – und jetzt der Horaz, wenn nur bloß jemand anderes drankommt!’ Doch ein ‚wir wollen erst Deutsch nehmen‘ befreit alle von den heimlichen Kümmernissen! – Schweigen..., Bitteschön, wollen Sie nur ja Acht geben, ich werde auf den Stoff später noch einmal zurückkommen!’ – Ein Seufzer – nun kommt schon wieder diese Sorge, ‚was hat man’s doch schwer!’ - - Doch bald ist alles Leid vergessen – das eigene kleine Ich versinkt immer mehr vor der gewaltigen Goethegestalt, die mit immer tieferer Andacht umwoben, ganz leise Beherrscher des kleinen braunen Heiligtums mit den jungen Seelen darin wird. Die Zeit steht eine kleine Weile still, die braune Uhr ist vergessen - - doch da! - ein grausames ‚Klingeling‘ des Telephons führt erbarmungslos in die Viktoriaschule am Kurfürstenplatz zurück – Ganz ärgerlich ob der Störung wird ein energisches ‚Hier Borchardt!!!‘ in das kleine Ungeheuer hineingerufen! ‚Doch ach, ein „Guten Tag, gnädige Frau! ... Danke sehr, sehr liebenswürdig.....“ ist unvermeidlich! – Der Bann ist nun gebrochen – so schnell ist der Weg in ein fernes Reich nicht wieder zu finden! Diese Gelegenheit macht Hanna sich zunutze, um mal schnell eben zu fragen, wann wir die Aufsätze wiederbekommen... ‚Wenn ich sie fertig habe‘ - - über diese steigenden Aussichten ist man allgemein entzückt. – Bald aber verschwindet wieder aller kleinliche Alltagskram – Goethe gewinnt wieder Gestalt und Lebendigkeit. – Und ist es dann 9 Uhr 15, und wird die Stunde mit einem ‚Soweit!’ beendet, dann bequemen sich die 17 Mädels nur recht ungern die Stühle aus dem braunen Zimmer wegzutragen. – Die braune Tür fällt ins Schloß – die Siebzehn stehen draußen und denken: ‚Ohne Latein ist das Heiligtum das Schönste an der ganzen Schule!’“<sup>1</sup>

Dass ihn sein Weg in das Direktorenzimmer einer Schule führt, war für Paul Borchardt als Student noch undenkbar. „Wer mir damals gesagt hätte, du wirst Magister, den hätte ich gefordert“, behauptete er seiner Tochter gegenüber.<sup>2</sup> Viel lieber wäre er Schauspieler geworden und er gab häufig Proben seines Talents. Man darf vermuten, dass die sichere Versorgung eines Beamten für den Sinneswandel eine Rolle spielte. Es hieß: „Der Wams eines Beamten ist kurz aber warm“.

Paul Borchardt wurde 1866 in Deibow / Brandenburg geboren. Bald zog die Familie des Hauptsteueramtsassistenten Carl Borchardt mit ihren vier Kindern ins Rheinland, zuerst nach Koblenz, dann nach Köln. Trotz bescheidener finanzieller Möglichkeiten wurde allen vier Kindern eine höhere Schulbildung ermöglicht. Am renommierten Kölner Friedrich-Wilhelm-Gymnasium überraschte der kleine Paul Borchardt seinen Lehrer mit einer erstaunlich klugen Antwort. Sein Lehrer fragte: „Junge, woher weißt Du das?“ Paul

<sup>1</sup> Unsere Primajahre 1917 – 1919 an der Viktoriaschule zu Essen. Der Beitrag ist namentlich nicht gekennzeichnet. Archiv des Viktoria-Gymnasiums, S. 11-12.

<sup>2</sup> Gerda Borchardt, Lebensbild Paul Borchardt, Msk., Archiv des Viktoria-Gymnasiums.

antwortete strahlend: „Ich weiß alles!“<sup>3</sup> Dass eine umfassende Bildung der Schlüssel zu Lebensglück und Ansehen ist, davon war schon der junge Borchardt völlig überzeugt. Für den ältesten Bruder Carl war Geld für das Studium angespart worden mit der Auflage, dieses an die jüngeren Geschwister zurückzuzahlen, sobald er etwas verdiente. Aber Carl heiratete früh und seine Frau bestärkte ihn, das Geld zu behalten. So musste sich Paul sein Studium selbst verdienen, hauptsächlich durch Vorlesen bei einem blinden Biologieprofessor. In München und Bonn studierte Paul Borchardt Deutsch, Geschichte, Geographie und Latein. Seine weit gespannten Interessen verfolgte der Student mit Fleiß. Vermutlich nach den ersten drei Semestern in München unterbrach Borchardt sein Studium, um in Rom eine Tätigkeit als Hauslehrer der drei Kinder des deutschen Militärattachés Karl von Engelbrecht anzunehmen. Nebenbei veröffentlichte er zwei Novellen: „Nacht“, in der er seine Erlebnisse mit dem blinden Biologieprofessor verarbeitete und „Das Glück des Kaisers Gratian“. Selbst hatte er sich das Klavierspiel beigebracht und begeisterte sich für Richard Wagner. Gemeinsam mit seinem Freund, dem späteren Komponisten und Dirigenten Max von Schillings, gründete er in Bonn einen Richard-Wagner Verein. Borchardt hielt Vorträge, Schillings erläuterte am Klavier. Unter den Bonner Verbindungsstudenten hatte der Verein großen Zulauf, besonders als bekannt wurde, dass der von ihnen verehrte junge Kaiser Wilhelm II. Wagnerianer war.

Zum Militär wurde Paul Borchardt nicht eingezogen; er gehörte dem Landsturm an.<sup>4</sup> Sein Interesse und seine Begeisterung für das Militär, seine innere Organisation und besonders für die Marine spiegelt sein Lehrwerk „Angewandtes Rechnen in der Sexta“ von 1901 wider. Ihm ging es darum, „das rein mechanische Rechnen nach der Schablone“ aus dem Mathematikunterricht zu verbannen: „Zur Rechenmaschine soll der Mensch nicht erniedrigt werden“. <sup>5</sup> Die Rechenoperationen sollten an „wissenswerte, interessante, halb oder ganz unbekannte reale Verhältnisse“ geknüpft werden, damit der Rechenunterricht zugleich Sachunterricht wird.<sup>6</sup> Bevorzugt schöpfte Borchardt seine Aufgaben aus der inneren Organisation des Heeres und der Marine sowie der Militärtechnik. Besonders die Flottenpolitik seiner Majestät illustrierte Borchardt mit unterschiedlichsten Aufgaben zu den Schiffstypen, ihren Mannschaften und der Bewaffnung. Er selbst benutzte in seinem Unterricht zur Illustrierung der Schiffstypen die „Willy Stöwerschen Ansichtspostkarten“.<sup>7</sup> Von den 180 Aufgaben des „angewandten Rechnens“ hatten 81 die militärischen Verhältnisse zum Inhalt. Typische Aufgabenformulierungen sind: „Das Schrapnell enthält in seinem Stahlkern 295 Kugeln, deren jede 11 g wiegt. Wie schwer ist die Kugelfüllung? Der gefüllte Stahlkern wiegt 6,145 kg, die Sprengladung 75 g und der Zünder 280 g. Wie schwer ist das schußfertige Geschöß?“<sup>8</sup> - „Auf dem Kanonenbooten Iltis, Jaguar, Tiger und Luchs kommandiert ein Kapitänleutnant. Unter ihm stehen 120 Mann. Wie groß ist die Besatzung auf den vier Schiffen zusammen?“<sup>9</sup> Dass dem Verfasser selbst entlegene Detailkenntnisse zur

---

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Der Landsturm bestand aus Wehrpflichtigen, die nicht im Heer oder der Marine gedient hatten. Im Kriegsfall konnten sie zu militärischen Hilfsdiensten oder polizeilichen Ordnungsaufgaben herangezogen werden.

<sup>5</sup> Paul Borchardt, Angewandtes Rechnen in der Sexta, Essen 1901, S. 3 und S. 6.

<sup>6</sup> Ebd., S. 5.

<sup>7</sup> Ebd., S. 10.

<sup>8</sup> Ebd., S. 30.

<sup>9</sup> Ebd., S. 17.

Verfügung standen, macht die folgende Anmerkung deutlich: „Das Küstenpanzerschiff Hagen ist nicht eingefügt worden, da es nach seiner Verlängerung um 8,40 m eine größere Besatzung erhalten hat (303 Mann)“.<sup>10</sup>

Nach dem Staatsexamen in Bonn im Januar 1891 begann Borchardt seine Lehrerlaufbahn: für das Seminarjahr kehrte er an seine alte Schule, das Königliche Friedrich Wilhelm Gymnasium zurück, danach sah die Ausbildungsordnung ein Probejahr vor, das er am Realgymnasium in der Kreuzgasse in Köln absolvierte. Borchardts Personalakte weist aus, dass er in den ersten beiden Berufsjahren als wissenschaftlicher Hilfslehrer keine Bezüge erhielt, danach betrug sein Jahreseinkommen 1500 Mark, das sich dann langsam steigerte.<sup>11</sup> Überhaupt waren die 1890er Jahre durch eine Überfüllungskrise des Lehrerberufs bestimmt, so dass viele Lehrer zunächst keine Anstellung fanden und oft als Hauslehrer ein kümmerliches und sehr abhängiges Auskommen suchten.

Wie ein vorbildlicher Lehrer des höheren Schulwesens beschaffen sein sollte, das formulierten zahlreiche Anleitungen der Zeit. Fachlich erwartete man unermüdliches wissenschaftliches Streben und eine umfassende Allgemeinbildung.<sup>12</sup> Sie müsse „universeller, umfassender sein, als sie für den bloßen Gelehrten [...] erforderlich ist, forderte Pädagogikprofessor Friedrich Paulsen, da „seine Schüler [...] von ihm [dem Lehrer] nicht viel weniger [erwarten], als dass er alles wisse und gelesen habe.“<sup>13</sup> In seiner Lebensführung sollte ihn „unbestechliche Pflichttreue“, „stete Fokussierung auf den Beruf“ sowie ein vorbildliches Familienleben auszeichnen.<sup>14</sup> Auch in ihrer Freizeit waren die Erzieher einer künftigen Elite Amtspersonen, die deshalb auf den richtigen gesellschaftlichen Umgang zu achten hatten. Tanzlokale oder Bierstuben sollten sie meiden und „edlere, reinere Genüsse“ suchen.<sup>15</sup> Schließlich hatte der preußische Oberlehrer als Staatsbeamter den „Eid der Treue und des Gehorsams“ zu leisten. Paulsen schreibt: „An nationaler Gesinnung [...], dem Bewußtsein, was unser Volk dem Staat und seinen politischen Führern verdankt, wird der höhere Lehrstand von keinem Berufsstande übertroffen.“<sup>16</sup> Eine feste patriotisch-monarchische Gesinnung bei gebotener Zurückhaltung in parteipolitischen Streifragen und eine entschiedene Ablehnung der „umstürzlerischen“ Sozialdemokratie waren gefordert. Berufspolitisch war dem Stand der Oberlehrer die Distanzierung „nach unten“ zu den nicht akademisch ausgebildeten Volksschullehrern wichtig, während sie „nach oben“ einen permanenten Kampf um die Angleichung an die Besoldung und Würden von Amtsrichtern und Sanitätsräten führten.

Weitere berufliche Stationen waren das Städtische Realgymnasium in Köln, die Oberrealschule in Düren und das Königliche Gymnasium Essen. Damit hatte Paul

---

<sup>10</sup> Ebd., S. 31.

<sup>11</sup> Vgl. Personalakte Paul Borchardt, digital abrufbar

<http://bbf.dipf.de/kataloge/archivdatenbank/digiakt.pl?id=p87194> [Zugriff: 05.08.2014].

<sup>12</sup> Dokumentiert wurde das „wissenschaftliche Streben“ in den Personalakte wie in den Jahresberichten der Schule, die bis 1914 häufig eine wissenschaftliche Beilage hatten.

<sup>13</sup> F. Paulsen, Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrstand in ihrem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur, Braunschweig 1904, S.26f.; zit. nach: Maren Brauckmann Freiräume in der praktischen Lehrerausbildung, Bochum/Freiburg 2012, S. 27.

<sup>14</sup> Ebd. S. 27.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Ebd., S. 26.



Borchardt die verschiedenen Typen gymnasialer Bildung kennen gelernt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte es heftige Debatten um das höhere Schulwesen gegeben. Der Wandel der beruflichen Anforderungen in einer hoch industrialisierten Arbeitswelt ließ die Frage aufkommen, ob die Orientierung am humanistischen Bildungsideal noch zeitgerecht ist. Von den 280 Wochenstunden, die das Gymnasium in neun Schuljahren bot, beanspruchte der Lateinunterricht allein 86 Stunden, für den Griechischunterricht wurden 42 Stunden ausgegeben. Bis 1890 war im Abitur, das seit 1834 in ganz Deutschland Voraussetzung des Hochschulstudiums war, ein Aufsatz in lateinischer Sprache zu schreiben.<sup>17</sup> Die hohen Anforderungen in den Gymnasien und die Dominanz des Lateinunterrichts gerieten zunehmend in die Kritik. Gefordert wurde die Orientierung an den „Realien“, also den neueren Fremdsprachen und den Naturwissenschaften. Es entstanden in der Folge Realgymnasien, die neben Latein einen verstärkten Englisch- und Französischunterricht anboten und Oberrealschulen mit einer mathematisch-naturwissenschaftlichen Schwerpunktsetzung. Erst im Jahr 1900 erhielten sie die ersehnte Gleichberechtigung mit dem humanistischen Gymnasium. 1890 hielt Wilhelm II. eine donnernde Rede vor Schulfachleuten, die darin gipfelte, dass es den Gymnasien an der nationalen Basis fehle: „Wir sollen junge, nationale Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer. Weg mit dem lateinischen Aufsatz; wir verlieren unsere Zeit für das Deutsche darüber.“<sup>18</sup> Solche Worte griffen das Selbstverständnis der Gymnasiallehrer im Kern an. Als Schulleiter versuchte Paul Borchardt in dieser Grundsatzdebatte immer wieder eine vermittelnde Position zu beziehen, etwa in einer Ansprache zum Kaisergeburtstag, die mit dem Gedanken begann, „dass die Deutschen zum Volke der Tat geworden“ seien, damit aber „nicht aufhören dürften, das Volk der Dichter und Denker zu sein“.<sup>19</sup> Hier ging es um die bis heute aktuelle Diskussion, wie weit die Schule den Ansprüchen der Beschäftigungswelt durch die Bereitstellung eines beruflich verwertbaren Wissens folgen soll.

Warum Paul Borchardt 1897 nach Essen kam, ist nicht bekannt. Vielleicht bot die expandierende Großstadt bessere Karrierechancen. Attraktiv war die Stadt mit über 100.000 Einwohnern für ihn auf den ersten Blick jedenfalls nicht: „Wer etwa in den letzten Jahren des vorigen Säkulum als Fremder Essen betrat, ... der musste wähen, dass hier nur ein Begriff existierte: Erwerb und wieder Erwerb! Das ‚Bahnhofsgebäude‘ an der Märkischen Straße eine große Hütte von dörflicher Einfachheit; kein Vorplatz; die Hauptgeschäftsstraßen ein Nebeneinander von kleinen Häuschen und geschmacklosen Neubauten ... . Dem kopfschüttelnden Ankömmling zeigte dann wohl ein Lokalpatriot den Stolz Essens, das Theater, das seit 1892 in die Erscheinung getreten war, oder führte ihn über die Eisenbahngleise, die allerdings gewöhnlich durch zwei Riesenschlagbäume verschlossen waren, zu der via triumphalis, der Huysenallee bis zum Stadtgarten, wo man das bretterne Restaurations- und Saalbaugebäude bewundern durfte.“<sup>20</sup> Wie sich diese trostlose Kulturwüste im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts rasant belebte, das sah Borchardt mit Begeisterung und Essen war das ideale Feld für seine weitgesteckten Interessen und Pläne. Der beste Ort um das kulturelle Leben mitzuprägen und voranzukommen.

---

<sup>17</sup> Vgl. Rainer Bölling, Die wiederholte Klage über die Bürde der Gymnasiasten, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 101, 2008, S. 8.

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> Städtische Viktoriaschule, Berichterstatter: Professor Borchardt, Das Schuljahr 1912, S. 34.

<sup>20</sup> Paul Borchardt, Zum 100jährigen Bestehen der Gesellschaft Verein Essen. 1828 – 1928, Essen 1928, S. 47.

Überhaupt war Essen nach der Jahrhundertwende eine Boomtown. Schon 1904 war die von Borchardt geschmälte Bretterbude „Saalbau“ einem repräsentativen Neubau gewichen, in dem 1906 Gustav Mahler persönlich seine 6. Symphonie am Dirigentenpult uraufführte. Überall wurde gebaut und dies nicht billig und rein funktional, sondern repräsentativ und bis heute qualitativ. Um nur einige Beispiele zu nennen: auf der Margarethenhöhe baute Metzendorf Deutschlands erste Gartenstadt für kruppsche Angestellte und Beschäftigte der neuen Verwaltungszentralen, Edmund Körner plante für die Innenstadt die imposante Synagoge, die den Zukunftsoptimismus und das Selbstbewusstsein der jüdischen Gemeinde ausstrahlte und gegenüber dem Hauptbahnhof entstand der Handelshof, „ein Mix aus Hotel, Restaurants, Cafes, Kino, Läden und Büroräumen“.<sup>21</sup> Wie sehr Essen vor Kraft strotzte bewies die 100-Jahr-Feier des Unternehmens Krupp. „Krupp schwamm in Geld“ und gab ca. 35 Millionen Mark aus, um mit einem beispiellosen Aufwand seine Bedeutung als Deutschlands größtes Unternehmen in Anwesenheit des Kaisers zu feiern. Die Ausgaben entsprachen „den Jahreslöhnen von etwa 25.000 Metallarbeitern der damaligen Zeit“.<sup>22</sup>

Zunächst noch als Hilfslehrer, d.h. nicht in Festanstellung, , seit 1901 als Oberlehrer und seit 1908 mit dem Titel des Professors (ein Drittel der Oberlehrer durften diesen Titel tragen) tat er Dienst am Königlichen Gymnasium Essen (dem heutigen Burggymnasium) und am Realgymnasium (heute Helmholtz-Gymnasium). Wie schon an seinen früheren Wirkungsstätten begann Borchardt gleich mit einer regen außerschulischen Tätigkeit. Da die Industriestadt Essen kein Kunstmuseum besaß, gründete er 1901 einen Museumsverein, aus dem später der „Kunstring Folkwang“ hervorging. Ein Aufruf des Museums-Vereins formulierte: „Wie die Schule, so kann auch die Volkserziehung und Volksbildung, welche eine der wichtigsten sozialen Aufgaben geworden ist, die Anschauung nicht entbehren. ... in Essen fehlt es gänzlich daran. ... Essen hat seinen Ruhm als Stadt der Arbeit, als Förderin des gewerblichen Lebens, es ist an der Zeit, dass es sich auch der Pflege geistiger Güter in vielseitigerer Form, als es bisher geschehen ist, zuwendet.“<sup>23</sup>

Borchardt gelang es, die Essener Honoratioren , darunter die bekanntesten Essener Namen wie Baedeker, Giradet, Ribbeck und Zweigert für die Idee eines Museums zu begeistern. 1904 wurde das Städtische Kunstmuseum gegründet (seit 1922 Folkwangmuseum) und Borchardt wurde vorübergehend ehrenamtlicher Leiter. Er schreibt über seine Ziele: „Der Plan des Museumsvereins, einen Mittelpunkt der Volksbildung zu schaffen, bedingt vor allem eine Abteilung für bildende Kunst, und dieser Abteilung fällt die Aufgabe zu, an den Werken der alten Meister das Wesen besonders germanischen Kunstempfindens aufzudecken, und ferner die besondere Art der modernen Kunstanschauung, die uns doch am nächsten liegt, verstehen zu lehren.“<sup>24</sup> Weil die mit dem Museumsaufbau verbundenen Aufgaben, die Erstellung von Katalogen und die Vortragstätigkeit bald zu viel für einen Menschen allein wurden, empfahl ihm eine Verwandte Gustav Krupps Ernst Gosebruch als Assistenten, der später die Museumsleitung übernahm und das Museum zu einem der fortschrittlichsten Häuser zeitgenössischer Kunst in Deutschland machte. Borchardt wurde jetzt zu Gesellschaften des Essener Oberbürgermeisters Zweigert eingeladen, er lernte das Netzwerk der führenden Industriellen, Manager und Verwaltungsspitzen kennen, die sich in der

---

<sup>21</sup> Klaus Wisotzky, Essen 1913, Msk., S. 10.

<sup>22</sup> Ebd., S. 5.

<sup>23</sup> Essener Volkszeitung v. 4.11.1901.

<sup>24</sup> zitiert nach Gerda Borchardt, Lebensbild.

Gesellschaft „Verein“ trafen, einem Club nach englischem Vorbild. 1928 schrieb Borchardt zum 100jährigen Jubiläum eine Chronik des Vereins, in dem er lange Mitglied war.

Von dem reichen Zechenbesitzer Karl Funke wurde Borchardt angesprochen, ob er nicht seinem in der Schule schwachen Sohn Fritz helfen könne. Er gab ihm Nachhilfe und im letzten Jahr vor dem Abitur wohnte Fritz Funke bei der Familie Borchardt, um sich konzentriert und unter ständiger pädagogischer Einwirkung auf die Prüfung vorzubereiten. Als sein Abitur bestanden war, revanchierte sich Funke mit der Schenkung verschiedener Reisen und einem wertvollen Schmuck für die junge Ehefrau Emmy Borchardt. Paul hatte sie bei einer Gesellschaft des Oberbürgermeisters kennengelernt und 1904 hatte das Paar geheiratet. Zwei Töchter, Gerda (1905) und Mechthild (1909) folgten bald. Eine große Rolle, so berichtet seine Tochter, spielte für das junge Ehepaar das „Lesekränzchen“. Mittelpunkt dieses Kreises von literarisch interessierten Ehepaaren war der stadtbekannteste Justizrat Niemeyer (später auch Kuratoriumsmitglied der Viktoriaschule). Meist wurden moderne Theaterstücke, u.a. von Ibsen und Strindberg, mit verteilten Rollen gelesen. Ibsens Emanzipationsdrama „Nora“ stellte Borchardt später seinen Schülerinnen als Thema einer „freien Arbeit“, ein für „höhere Töchter“ Essener Honoratioren sicher provokanter Stoff. Die zahlreichen außerschulischen Aktivitäten Borchardts, die diesen in die besten Kreise der Essener Gesellschaft einführten, ärgerten seinen Direktor, der ihm „zur Strafe“ das Ordinariat von zwei Oberprimen gleichzeitig übertrug. Seinen Oberlehrer spornte dies nur an.<sup>25</sup>

1912 wurde Paul Borchardt vor die Wahl gestellt, ob er Direktor des neuen Essener Museums werden oder die Leitung eines neu zu gründenden Mädchengymnasiums übernehmen möchte. Borchardt entschied sich für die Schule, weil er, wie er sagte, so mehr in die Breite wirken könne; zweitens schien ihm der kleine Etat des Museums für seine hochfliegenden Pläne unzureichend. Für die neun vom Stadtrat gewählten Mitglieder des Kuratoriums der Schule, die Stadt konnte ohne Einwirkung der Schulaufsicht, dem preußischen Schulkollegium in Koblenz, die Stelle besetzen,<sup>26</sup> - muss Paul Borchardt der ideale Bewerber gewesen sein. Er verfügte über eine ausgewiesene wissenschaftliche Kompetenz, im kulturellen Leben der Stadt hatte er wichtige Impulse gesetzt, er war ein Vorbild für Fleiß und preußische Dienstauffassung und er vertrat die richtige politische Linie: eine unbedingte Loyalität zur Monarchie, auch wenn er bisweilen das Imponiergehabe und den auftrumpfenden politischen Stil kritisierte, gleichzeitig war er dem Neuen gegenüber aufgeschlossen und in seinen künstlerischen Interessen ungewöhnlich fortschrittlich. Vor allem aber hatte er das Vertrauen der einflussreichen Elite Essens gewonnen, dass er die richtige Persönlichkeit ist, Respekt einflößend, aber mit Charme und Eloquenz, um ihre Töchter zu erziehen. Hinzu kam, dass Paul Borchardt Erfahrung in der Mädchenbildung hatte; zwischen 1909 und 1911 bereitete er nachmittags Mädchen als Externe an einem Jungengymnasium auf das Abitur vor. Alternative Kandidaten kamen gar nicht ins Gespräch und der Gedanke, eine Frau an die Spitze eines Mädchengymnasiums zu stellen, war 1912 utopisch. Die Standesvertretung der höheren Lehrerschaft, der Philologenverband, fand es unzumutbar, dass männliche Kollegen den Anweisungen einer Frau folgen sollten.

---

<sup>25</sup> Vgl. Ebd.

<sup>26</sup> Das Schulkollegium hatte allerdings das Recht der Bestätigung bzw. Nichtbestätigung.

Für Paul Borchardt war die Ernennung zum Direktor der neuen Viktoriaschule nicht nur ein Statusgewinn. Sein Gehalt verdoppelte sich fast gegenüber den Bezügen eines Oberlehrers, es betrug nun 9.400 Mark im Jahr. Damit gehörte der Schulleiter zu den Spitzenverdienern in Essen, nur 1% der Einwohner hatten Einkünfte über 9.500 Mark.<sup>27</sup> Attraktiv war natürlich auch die Aussicht auf eine repräsentative Dienstvilla, denn direkt neben dem geplanten Schulgebäude sollte das Wohnhaus des Direktors mit allen Annehmlichkeiten modernen bürgerlichen Komforts entstehen: Wohn-, Ess- und Herrenzimmer, Salon, Terrasse, Küche mit Nebengelassen, im ersten Obergeschoss Eltern- und Kinderschlafzimmer, ein Kinderarbeitszimmer, 1 Fremdenzimmer, ein Badezimmer und 2 Mädchenzimmer (für junge weibliche Hausangestellte). Das eigentliche Dienst- und Arbeitszimmer, das sogenannte „braune Heiligtum“, lag im Hauptgebäude, in dem häufig bis 10 Uhr abends das Licht brannte.

Schon Anfang 1910 war der Gedanke aufgetaucht, das neue Mädchengymnasium an den Rand des neu entwickelten Moltkeviertels auf dem Kurfürstenplatz im Osten der Stadt zu errichten. Das gehobene bürgerliche Quartier wurde nach der Jahrhundertwende von dem visionären Stadtplaner Professor Robert Schmidt geplant, um dem Mangel an hochwertigem Wohnraum in der schnell wachsenden Industriestadt abzuwehren. Den Ideen der Reformarchitektur folgend waren ausgedehnte Grünanlagen, Spiel- und Sportbereiche und begrünte breite Straßen vorgesehen. Seit 1908 bauten auf diesem Areal so renommierte Architekten wie Georg Metzendorf, Edmund Körner und Alfred Fischer, die zur 1913 entstandenen „Essener Raumkunstgruppe“ gehörten, prächtige Villen, Doppel- und Reihenhäuser, aber auch Firmen- und Verbandszentralen. Wahrzeichen und Landmarke des Viertels wurde die höher gelegene Königliche Baugewerkschule Essen mit einem alles überragenden Uhrenturm.<sup>28</sup> Für das Essener Bürgertum war so ein modernes und komfortables Viertel der kurzen Wege entstanden, das vor der allgemeinen Durchsetzung des Automobils wesentlich attraktiver war, als die heute bevorzugten Stadtteile im Essener Süden. Auch der Hauptbahnhof war in wenigen Minuten zu Fuß zu erreichen. Wie selbstverständlich erschien es daher, das erste Mädchengymnasium des Ruhrgebiets in dieses Viertel zu legen. Unvermittelt setzte aber 1912 eine monatelange scharfe Polemik ein, die in den Zeitungen ausgetragen wurde, weil die Bürgerschaft von Essen-Süd und Essen-West ebenfalls Ansprüche anmeldete. Endlich sprach sich die Stadtverordnetenversammlung für den ursprünglichen Standort aus. Die Baukosten der Viktoriaschule mit 17 Klassenräumen für das Lyzeum und 6 Klassenräumen für die Studienanstalt wurden auf 680 000 Mark veranschlagt.<sup>29</sup> Eine enorme Summe für den Stadthaushalt, der insbesondere durch Neubau und Unterhalt von Schulen belastet wurde, denn „1910 waren 40 % der Essener und Essenerinnen jünger als 16 Jahre“.<sup>30</sup>

---

<sup>27</sup> Klaus Wisotzky, Essen 1913, S. 3.

<sup>28</sup> Vgl. Tankred Stachelhaus, Tankred Stachelhaus: Das Essener Moltkeviertel – Weltweit einzigartige RaumKunst, Köln 2010.

<sup>29</sup> Essener Volkszeitung v. 6.7.1912.

<sup>30</sup> Klaus Wisotzky, Essen 1913, S. 3.



*Die Vikoriaschule am Kurfürstenplatz*

Der Entwurf für das schlossähnliche traditionalistische Schulgebäude stammt vom städtischen Beigeordneten Dr. Ing. Albert Erbe, der 1912 zum Leiter des Hochbauamtes berufen wurde. Als „1. Baumeister“ hatte Erbe zuvor im reformpädagogisch orientierten Hamburg fast alle Schulneubauten geplant und ihm gelang es, die weniger befriedigenden Vorplanungen gründlich und schnell zu überarbeiten und eine allseits gelobte Lösung zu finden, von der auch seine Tochter profitierte, die in den zwanziger Jahren die Schule besuchte.<sup>31</sup> Schon im Herbst 1912 begannen die Ausschachtungsarbeiten. Über die Zeit der provisorischen Unterbringung in der Friedensschule und dem Helmholtzgymnasium, die mit vielen Wegen verbunden war, formulierte Paul Borchardt launig in der Einweihungsrede: „Wenn im letzten Schuljahr der Weg von der Friedens- zur Hohenburgstraße, von dort zur Heinikestraße und umgekehrt allstündlich bevölkert war von Pilgerinnen nach der Wissenschaft und die Angst ihren eilenden Fuß beflügelte, besonders, wenn es stürmte und regnete, da traf manch sehrender Blick den Bau des neuen Schulhauses und das Interesse für architektonische Einzelfragen erwachte in vielen bezopften Köpfchen, die sonst nur den

---

<sup>31</sup> Vgl. Städtische Hochbauten in Essen-Ruhr - I. Die Städtische Vikoriaschule, in: Deutsche Bauzeitung Nr. 40 v. 17.5.1924, S. 221-222, Beilage S. 223, 225. Hier findet sich auch die Angabe, dass sich die endgültigen Baukosten 739.000 Mark betragen haben.

Schicksalen der Jungfrau von Orleans und den Erlebnissen der letzten Tanzstunde eine Heimstätte geboten hatten“.<sup>32</sup>

Endlich, am 22.4.1914 war es soweit: Mit einer Vorfeier im vollbesetzten Saalbau begannen die zweitägigen Einweihungsfeierlichkeiten und Direktor Borchardt lobte das Werk des Baumeisters: „Wenn Sie es sich näher ansehen, werden sie sofort erkennen, dass eine äußere Prunksucht hier nicht gewaltet hat: Keine vorlaute Aufdringlichkeit zieht von den inneren Aufgaben der Schule ab, im Zusammenklang weniger Töne wird die vornehme Raumwirkung erreicht, und nur einmal, in der Aula, flammt die Farbenpracht auf, auch hier zusammenfließend zu fast kirchlicher Wirkung.“<sup>33</sup>

Der letzte Satz ist heute erklärungsbedürftig, denn Borchardt bezieht sich hier auf die drei farbenprächtigen, jeweils dreiteiligen, in gelb und orange gehaltenen Ornamentfenster, die Thorn Prikker für die Aula gestaltet hatte. Sie wurden im Krieg zerstört. Prikker gehörte, wie der mit ihm befreundete Architekt Erbe, zur künstlerischen Reformbestrebung der Werkbund-Bewegung um den Kunstmäzen Karl-Ernst Osthaus und wirkte als Lehrer an der Folkwangschule Hagen. Seine von japanischen Holzschnitten wie vom Expressionismus beeinflussten Ornamentscheiben wirken durch ihre expressive Farb- und Formgebung. Gestiftet wurden die prächtigen Fenster von „Herrn und Frau Krupp von Bohlen und Halbach“. Heute sind noch zwei Probescheiben der Aulafenster erhalten, die im Berliner Kunstgewerbemuseum und im Victoria & Albert Museum in London verwahrt werden. Da auch die Kartonschablonen im Krefelder Museum, das den Nachlass Prikkers verwaltet, erhalten sind, wäre die Rekonstruktion eines Fensters möglich.<sup>34</sup>

Nach dem Dank des Redners an die Stadtverwaltung und dem Oberbürgermeister Geheimrat Holle wie dem Architekten Dr. Erbe kündigte Borchardt den Höhepunkt des Abends an: ein von ihm selbst geschriebenes Festspiel in zwei Aufzügen, das die Schülerinnen der Prima aufführten. In einer Gegenüberstellung wurde die Zeit vor 1000 Jahren heraufbeschworen als Bäuerinnen und Kanonissen des Essener Stifts den späteren Kurfürstenplatz bevölkerten und – im zweiten Aufzug – in der Gegenwart, eine Versammlung der Schülerinnen, die vor dem neuen Schulgebäude über ihre Vorschläge und Gaben zur Einweihungsfeier berät. Begeistert berichtet der Reporter: „Und nun rollen sich die anmutigen Bilder ab, in denen die Freude ihre hellsten Lichter strahlen lässt, vergoldet von der Anmut der weiblichen Jugend. Gesang und Reigen – und dazu ein allerliebster Hochzeitsreigen -, Stab- und Sprungübungen wechseln mit einem anmutigen Schleiertanz und den Schnadahüpfeln der Zupfgeigen spielenden Wandervögel ab.“<sup>35</sup> Das Spiel gipfelt in der Szene als die aus tausendjährigem Schlaf erwachten Kanonissen von den Viktoriamädchen erfahren, welcher Geist jetzt in Deutschland herrscht: „Deutschland ist geeint – überall blüht die Freude an der

---

<sup>32</sup> Rheinisch-Westfälischer Anzeiger v. 23.4.1914.

<sup>33</sup> Ebd.

<sup>34</sup> Diese Informationen verdanke ich Frau Dr. Christiane Heiser. Zu Prikker und seinen Essener Arbeiten: Christiane Heiser: "Wirklich, große Flächen und Fenster liegen mir so gut". Johan Thorn Prikker, Josef Albers und die Klasse für Monumentalmalerei, 1913-1917, in: Gerda Breuer (Hg.): Lehre und Lehrer an der Folkwangschule für Gestaltung in Essen. Von den Anfängen bis 1972. Publikation zum 100jährigen Jubiläum der Folkwangschule Essen, Tübingen 2012, S. 66 -75.

<sup>35</sup> Essener Volkszeitung v. 23.4.1914.

Schönheit der bunten Welt – frei ist das Forschen nach den Weltgesetzen“. Schließlich können die Kanonissen, bevor sie in ewigen Schlummer zurücksinken, die Inschrift der Schule weihen: „Drei Worte bannen dieses Hauses Geist: Die Wissenschaft, das Deutschtum und die Freude“. Kritisch bemerkte die Redaktion der Zeitung, dass in diesem Dreiklang die Religion fehle.<sup>36</sup> Vermutlich bis 1945 stand diese Inschrift am Eingang der Schule gegenüber dem zweiten Segensspruch: „Hic habitet felicitas, nil intret mali“ („Möge das Glück hier wohnen und nichts Böses eintreten“).

Über den eigentlichen Festakt am folgenden Tag berichtete die Essener Volkszeitung, er habe „voll Ernst und Würde in der von feierlicher Schönheit durchklungenen Aula des neuen Essener Schulpalastes“ stattgefunden. Oberbürgermeister Holle sprach über die Neuordnung des weiblichen Schulwesens, die die Einrichtung einer Studienanstalt in die Wege leitete und nannte es ein „Ruhmesblatt“ der Stadt Essen, „dass sie es niemals habe fehlen lassen, wenn es sich darum handelte, dem strebsamen jungen Bürgerkinde Gelegenheit zur Fortbildung zu schaffen“, obwohl es für die Stadt Essen keine gesetzliche Pflicht gegeben habe, eine solche Studienanstalt einzurichten. Er verschwieg auch nicht die geteilten Meinungen zu dieser Initiative und man gewinnt den Eindruck, er selbst habe nicht unbedingt in der Reihe der Befürworter gestanden, wenn er damit schließt, „daß die deutsche Frau der Kern der deutschen Familie und diese der Kern unserer gesamten bürgerlichen und staatlichen Entwicklung ist.“<sup>37</sup> Nach anderen Grußworten sprach Paul Borchardt über die Zielsetzung der (realgymnasialen) Viktoriaschule und betonte „unsere Schule soll vor allem eine deutsche Schule sein“; und wandte sich damit gegen die Vorstellung der Studienanstalt den einseitigen Charakter einer Lateinschule aufzuprägen. In die so „schöne und doch so fremdartige Welt des Altertums“ könne man nicht durch altsprachlichen Drill der Vokabeln und Konstruktionen hineinspringen, sondern müsse hineinwachsen durch die Gegenüberstellung der deutschen Geistesschätze.<sup>38</sup> Auch wenn es Borchardt nicht direkt aussprach, klingt bei ihm an, dass er sich vom Geist altphilologisch dominierter autoritärer Dressuranstalten abgrenzen will, deren fehlender Sinn und mangelnde Sympathie für die Schüler zur Zielscheibe zeitgenössischer literarischer Kritik geworden waren (Thomas Mann, Hermann Hesse, Frank Wedekind, Robert Musil). Dass Borchardt nicht dem Typus des trockenen weltabgewandten Altphilologen entsprach und in vielen Beziehungen der Moderne gegenüber aufgeschlossen war, zeigen die Themen für „freie Arbeiten“, die er seiner ersten Abiturklasse 1914 stellte: „Der Arbeiterstreik in Bocholt im Jahre 1913“, „Der moderne Bebauungsplan (erläutert an den Essener Verhältnissen)“, „Die Kruppschen Arbeiterkolonien in Essen“, „Poesie der Industrie“.<sup>39</sup> Schließlich zitierte Borchardt den von ihm so verehrten Richard Wagner „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst will tun“ und er fuhr fort: Das bedeute Opfermut, Entsagung und Hingabe an das Ideale: das bedeute, daß wir uns erst der geistigen Einheit bemächtigen, geistig einheitlich werden, ehe wir in die Arbeitsteilung eines Berufes versinken“. Mit dem Lied „Heil dir im Siegerkranz“ wurde die Feier

---

<sup>36</sup> Ebd.

<sup>37</sup> Essener Volkszeitung v. 24.4.1914.

<sup>38</sup> Ebd.

<sup>39</sup> Städtische Viktoriaschule, Berichterstatte: Professor Borchardt, Das Schuljahr 1913, S. 23. Für die „Freien Arbeiten“ hatten die Schülerinnen sechs Monate Zeit.

abgeschlossen. In seinem Schulbericht ließ Paul Borchardt bescheiden aus, dass ihm bei der Einweihungsfeier der Rote Adlerorden 4. Klasse verliehen wurde.<sup>40</sup>

Erstaunlich ist, dass kein Redner bei der Einweihungsfeier auf den Namen der Schule einging. Eigentlich hätte es Paul Borchardt lieber gesehen, Direktor einer „Goetheschule“ zu werden, doch die Stadtverordneten hatten sich entschieden, die Schule nach der einzigen Tochter Kaiser Wilhelms II., Viktoria Luise, zu benennen,<sup>41</sup> deren Hochzeit im Mai 1913 ein erstrangiges Medienereignis war. Zum letzten Mal vor dem Krieg trafen in Berlin die Könige und Königinnen Europas ein, um ein ungetrübtes monarchisches Spektakel zu feiern. Nicht nur Berlin, ganz Deutschland war darüber aus dem Häuschen. Wilhelm II. hatte verfügt, dass höhere Schulen, die nach einem Mitglied seiner Familie benannt wurden, nicht als „Gymnasium“, sondern mit dem deutschen Wort „Schule“ zu bezeichnen sind.

1914 zogen, zwei Jahre nach Gründung der Schule, schon 585 Schülerinnen in das neue Gebäude ein, davon besuchten 117 die sechs Klassenstufen umfassende Studienanstalt, die übrigen verteilten sich auf die zehn Jahrgänge des Lyzeums, das mit der ersten Klasse einsetzte. Erst in den zwanziger Jahren wurde der gemeinsame Besuch der ersten vier Volksschulklassen für alle Schüler verbindlich. Insgesamt 36 Lehrer, davon 21 weibliche Lehrkräfte, bildeten das Kollegium, wobei auffällt, dass die männlichen Oberlehrer vorwiegend die Schülerinnen der Studienanstalt unterrichteten neben vier Lehrerinnen mit akademischer Qualifikation, die in kaum genügender Zahl zur Verfügung standen. Welche Hürden und Prüfungen für weibliche Lehrkräfte im Kaiserreich bestanden, um zur akademisch ausgebildeten Oberlehrerin aufzusteigen, zeigt der Weg von Berta Meese: Sie wurde am 13. Mai 1878 in Essen geboren und bestand 1898 in Xanten die Prüfung für Volksschulen. Zehn Jahre, bis Ostern 1908, war sie im Volksschuldienst tätig. 1901 legte sie in Bonn die Turnlehrerinnenprüfung ab und bestand in Koblenz 1902 das englische, zwei Jahre später das französische Sprachexamen. Zur Ablegung der Reifeprüfung wurde sie Ostern 1908 dem Realgymnasium zu Aachen überwiesen. Bis Ostern 1913 studierte sie dann in München und Göttingen Mathematik, Physik und Chemie nebst Mineralogie. Ostern 1913 wurde sie mit der Verwaltung einer Oberlehrerinnenstelle an der Viktoriaschule betraut, zugleich zur Ableistung des Seminarjahres dem Kgl. Seminar am Essener Realgymnasium als Gast überwiesen. Seit dem 1. Oktober 1914 war sie endgültig als Oberlehrerin angestellt.<sup>42</sup>

---

<sup>40</sup> Der Bericht der Essener Volkszeitung v. 24.4.1914 wird im Schulbericht fast vollständig abgedruckt, aber ohne Erwähnung der Ordensverleihung. Jährlich hatte der Schulleiter einen „Schulbericht“ in gedruckter Form abzufassen. Darin finden sich statistische Angaben zum Kollegium und den Schülerinnen, die Liste der Abiturientinnen, durchgenommene Lehrstoffe, besondere Ereignisse und Marksteine im Jahresverlauf, Inventarverzeichnisse der Schulbüchereien und Mitteilungen an die Eltern. Bis 1914/15 wurden die Schulberichte allen preußischen Gymnasien zugestellt; ebenso erhielt die Viktoriaschule von knapp 700 Schulen Berichte. 1915 wurde wegen des enormen Papierbedarfs dieses Verfahren eingestellt. Erst 1921 erschienen wieder Schulberichte, anfangs maschinenschriftlich, dann wieder gedruckt.

<sup>41</sup> Nicht auszuschließen ist, dass die Frau Friedrichs III., Kaiserin Victoria, die Tochter der englischen Queen Victoria, Namensgeberin ist. Victoria hatte sich sehr für die Frauenbildung eingesetzt.

<sup>42</sup> Städtische Viktoriaschule, Berichterstatter: Professor Borchardt, Das Schuljahr 1914, S. 11.



Für die meisten dieser Oberlehrerinnen kam eine Verheiratung nicht in Frage.<sup>43</sup> In der Regel hatten die Lehrerinnen und Lehrer 22 oder 23 Unterrichtsstunden in der Woche zu erteilen. Für die weiblichen und männlichen Lehrkräfte besaß das neue Schulgebäude getrennte Lehrerzimmer. Im Raum der männlichen Lehrer durfte geraucht werden und in späteren Jahren beklagten die männlichen Kollegen, dass ihr Reich immer stärker von rauchenden Damen bevölkert werde.

Die soziale Herkunft der Schülerinnen war homogen.<sup>44</sup> In der Viktoriaschule trafen vor allem Beamtentöchter mit Mädchen aus Fabrikanten- und Kaufmannsfamilien zusammen. Schaut man auf die 14 jungen Frauen des ersten Abiturjahrgangs 1915 dann stammen drei Mädchen aus Lehrerfamilien (zwei Rektorentöchter und die Tochter des stellvertretenden Schulleiters der Viktoriaschule Professor Franz Richter), zwei Väter standen als Bau- bzw. Berwerksinspektoren im Staatsdienst, Frieda Beuthers Vater war ehemaliger Oberstleutnant und Bürgermeister des damals selbständigen Dümpten (Mülheim), hinzu kam die Tochter eines Standesbeamten; sechs Abiturientinnen stammten aus Fabrikanten- und Kaufmannsfamilien. Lediglich ein Vater ist als Arzt den freien Berufen zuzurechnen.



*Die Familie Kirschbaum – Käthe Kirschbaum mit dem Buch am Tisch*

Auffällig ist der weite Einzugsbereich der Schülerinnen: Rheine, Koblenz, Kassel, Bocholt, Dortmund sind als Wohnorte in den Abiturunterlagen genannt, nur vier Mädchen wohnten in Essen. Für begabte Töchter aus Arbeiterfamilien war der Besuch der Viktoriaschule schon deshalb utopisch, weil ein beachtliches Schulgeld zu bezahlen war, das für auswärtige Schülerinnen der Studienanstalt 250 Mark im Jahr betrug, für einheimische Schülerinnen waren 200 Mark zu entrichten. Für den gut verdienenden

---

<sup>43</sup> Noch in den 1950er Jahren erklärte die damalige Direktorin der Schule Frau Dr. Braeker: „Die Mädchen der Viktoriaschule sind zu schade, um zu heiraten“<sup>43</sup> und dies dachte sie ganz bestimmt auch von ihren Kolleginnen, deren zentraler Lebensinhalt die Schule sein sollte.

<sup>44</sup> Die Informationen zur sozialen Herkunft der Schülerinnen stammen aus den Abiturakten Ostertermin 1915, Archiv des Viktoria-Gymnasiums.

Professor Richter machte das Schulgeld immerhin 5 % seines Jahresgehalts aus,<sup>45</sup> hinzu kamen natürlich die Ausgaben für angemessene Kleidung, Schulbücher und Literatur; für auswärtige Schülerinnen musste kostenaufwändig bei Essener Familien eine Pensionatsunterbringung gefunden werden. „Würdige und wenig bemittelte Schülerinnen aus Essen“ konnten „ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntnis“ durch Zuwendungen aus der Henriette-Simon-Hirschland-Stiftung unterstützt werden. Die Hälfte der Zinsen aus dieser Stiftung von 10 000 Mark der jüdischen Bankiersfamilie fiel der Viktoriaschule zu.<sup>46</sup>

Auf der Straße fielen die Mädchen der Viktoriaschule sofort als Gymnasiastinnen auf, denn sie durften besondere Schülermützen tragen; schöne weiche schwarze achteckige Samtkappen, die sie tief in die Stirn zogen und Wagner-Kappen nannten.<sup>47</sup> Ein aufgenähtes farbiges Dreieck zeigte, welche Klasse das Mädchen besuchte. Wer vor Ostern (das damalige Ende des Schuljahres) das Versetzungszeugnis in die nächste Klasse erhalten hatte, lief schnell in das Schreibwarengeschäft an der Kurfürstenstraße und kaufte ein neues Abzeichen. Die Schülerinnen der Tertia (8./9. Klasse) hatten ein grünes Dreieck und ein silberner oder goldener Streifen stand für Unter- bzw. Obertertia. Im Falle der Nichtversetzung wussten die Nachbarn aber auch gleich, dass Frieda oder Hertha die Klasse wiederholen mussten. Die Samtkappen der Viktoriamädchen unterschieden sich deutlich von den Schülermützen männlicher Gymnasiasten und man darf vermuten, dass ihr Barett die Mode des Wandervogels beeinflusste.<sup>48</sup>

---

<sup>45</sup> 77 % der Essener hatten 1913 ein Jahreseinkommen zwischen 900 und 3000 Mark, Klaus Wisotzky, Essen 1913, S. 3.

<sup>46</sup> Das Schuljahr 1913, S. 53.

<sup>47</sup> Das Barett ist etwa seit dem 15. Jahrhundert bekannt und galt als Zeichen der gebildeten Stände; so malte Cranach 1529 Luther mit dieser Kopfbedeckung. Als Teil der akademischen Amtstracht, von umherziehenden Schülern und Studenten wie Landsknechten wurde das Barett getragen und erlebte mit den Befreiungskriegen eine Renaissance als Teil der sg. Altdeutschen Tracht, die auch Ernst Moritz Arndt und Richard Wagner gerne trugen. Sie signalisierte die Ablehnung von Fremdherrschaft, stand für freiheitliche Gesinnung und wurde als typisch deutsch empfunden.

<sup>48</sup> Gut möglich ist, dass über Käthe Kirschbaum, Schülerin des ersten Abiturjahrgangs 1915, das Barett der Viktoriaschule den Brüdern Oelbermann auffiel, die mit ihr gut befreundet waren. Die Oelberman-Brüder waren Gründer des Nerother Wandervogels, der diese Barett-Form, dann in roter Farbe, übernahm. Fotos dokumentieren die frappierende Ähnlichkeit.



*Die Abiturklasse Ostern 1915 (Es fehlt eine Schülerin.)*

Mit Spannung öffnete im März 1915 Direktor Borchardt den versiegelten Umschlag mit dem Prüfungsthema für das Fach Deutsch. Es war die erste Reifeprüfung an der 1912 gegründeten städtischen Viktoriaschule zu Essen, Lyzeum und Studienanstalt, und diese Prüfung stand unter der besonderen Beobachtung des königlichen Schulkommissars Geheimrat Hoeres. Zum ersten Mal legten hier Abiturientinnen ihr Examen an einem Mädchengymnasium ab. Zuvor gab es diese Möglichkeit nur als Externenkurs an Jungengymnasien. Diese Prüfung sollte demonstrieren, dass „das Endergebnis der wissenschaftliche Ausbildung bei den jungen Mädchen zum mindesten nicht geringer ist als bei den jungen Männern“ und dass die „landläufige Ansicht“ falsch sei, das „Streben nach den letzten Zielen logischer Verstandesbildung“ führe zu einer „Verkümmerung weiblichen Empfindens“.<sup>49</sup>

Drei Themen hatte Professor Borchardt– diesen Titel durfte ein Teil der gymnasialen Oberlehrer tragen - im Herbst 1914 vorgeschlagen: 1. Mit welchem Rechte kann man sagen, dass im Opfer der Keim alles Grossen liegt? 2. Wann dürfen wir von einem heiligen Kriege sprechen? 3. Inwiefern schlägt Goethes Faust die Brücke vom 18. Jahrhundert zu unserer Zeit?

Als er den „heiligen Krieg“ als Thema an die Tafel schrieb, dafür hatte sich die Schulaufsicht entschieden, durften sich seine 14 Abiturientinnen gut vorbereitet fühlen. Im privaten Salon des Schulleiterhauses hatte Direktor Borchardt die exklusive Schar der „Höheren Töchter“ selbst in Deutsch und Geschichte unterrichtet, und sie ahnten, dass es im deutschen Aufsatz um den großen Krieg gehen würde, der seit acht Monaten auch in der Schule intensiv besprochen wurde.

---

<sup>49</sup> Das Schuljahr 1914, S. 13.

„Um uns wogt der Weltenkampf. Täglich hält der Schnitter Tod seine ungeheure Ernte und rafft zahllose Menschenleben hinweg. Jugendfrohe Menschen, die der Zukunft mutig ins Auge sahen, die mit ihrem Optimismus die ganze Welt zu erobern strebten, werden dem dunklen Reich des Todes überliefert. Ihr Leben erlischt, und der Kampf tobt erbarmungslos über ihren Gräbern“. – So dramatisch beginnt der Prüfungsaufsatz der Primanerin Maria Matthäy, die, weit deutlicher als ihre Mitschülerinnen, ausspricht, was dieser Krieg tatsächlich bedeutete. Von gefallenen oder verwundeten Angehörigen, vom Stellungskrieg in Flandern und den enttäuschten Erwartungen eines kurzen, siegreichen Krieges liest man in diesen Aufsätzen des Frühjahres 1915 nichts. Dennoch waren die hohen Opferzahlen schon durch die schockierende Fülle der Todesanzeigen in den Zeitungen allen präsent und erzeugten, wie Jörn Leonhard einleuchtend schreibt,<sup>50</sup> einen besonderen Rechtfertigungsdruck, dass diese Opfer nicht vergebens waren. Schon deshalb war der Krieg, der acht Monate zuvor begonnen hatte, „heilig“ zu nennen und muss „mit allen Kräften zu Ende geführt werden“. In ihrer Antwort stimmt sie mit allen Mitschülerinnen überein. Eine einzige, Hertha Kunz, relativiert, dass man erst das Ende abwarten müsse, um eine gültige Antwort zu geben; auch erwähnt sie die anfängliche Skepsis der Sozialdemokratie gegen dieses „rohe, grausame Menschenmorden“. Sauber gegliedert unterscheiden die angehenden Abiturientinnen, die über Jahre sechs Wochenstunden Latein hatten, erst einmal die Begriffe „bellum sacrum“ und „bellum sanctum“, um dann einen Überblick über Kriegsmotive im Laufe der Jahrhunderte zu geben. Für alle steht fest: der im August 1914 begonnene Krieg ist ein „wahrhaft heiliger Krieg“. Frieda Beuther, Tochter eines Oberstleutnants a.D., der sich am 3. August 1914 reaktivieren ließ, begründet: „Wir brauchen aber Raum, viel Raum, einen großen Platz in der Welt, um unserer wachsenden Volkszahl, unserem emporblühenden Handel gerecht zu werden. Es ist uns daher eine sittliche Notwendigkeit, eine heilige Aufgabe, diese Lebensmöglichkeiten zu schaffen, darum dürfen wir heute von einem heiligen Kriege sprechen.“ Ella Müsse schreibt: „Wir stehen gegen eine Welt von Feinden. Sie zogen aus, uns zu vernichten. Haben wir sie herausgefordert? Gaben wir den Anstoß? Nein. Doch sie sahen uns wachsen und mächtig werden, sie sahen, was deutsch heißt, sich ausbreiten über die Welt, sie sahen den kleinen Staat zur Nation, zur europäischen Macht und zur Weltmacht werden – und deshalb zogen sie aus, uns zu vernichten.“

„Gründlicher und geistvoller Unterricht“, so der königliche Geheimrat in seinem Gesamturteil zur Qualität der Prüfungsergebnisse, hatte die Einsicht vorbereitet, dass Deutschland einen reinen Verteidigungskrieg führt, denn die Gegner „wollen uns aus der Welt ausstoßen, da wir ihnen im Wege stehen“.<sup>51</sup>

Wer heute in die Mappe mit den 14 Abiturarbeiten schaut, ist zunächst einmal angetan von der gestochenen Kurrentschrift, in der fast alle Arbeiten verfasst sind. Es gibt fast keine Verbesserungen, nur sehr selten wird mit zartem roten Strich ein Fehler moniert und alle Arbeiten überzeugen durch einen gekonnten Sprachgebrauch mit stimmigen und eleganten Sätzen. Die äußere Perfektion der Arbeiten liegt zu einem guten Teil auch daran, dass die Mädchen vorschreiben durften. Unterschiede liegen vor allem in der sprachlichen Gestaltung und in der Schwerpunktsetzung, weniger im Inhalt. Direktor Borchardt ging im Einklang mit der damals herrschenden Didaktik davon aus, dass eigenständiges Denken und Problemlösen in einem deutschen Aufsatz selbst von

---

<sup>50</sup> Jörn Leonhard, Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2014, S. 223.

<sup>51</sup> Abiturakten Ostertermin 1915, Archiv des Viktoria-Gymnasiums.

Abiturienten nicht geleistet werden kann, sie können nur reproduzieren, was im Unterricht auch angelegt worden ist. Von daher beziehen sich seine knappen abschließenden Beurteilungen allein darauf, ob die jeweilige Arbeit das Gelernte möglichst vollständig, in klarer Gliederung, in guter Sprache und mit innerer Anteilnahme vorstellt. Auch mussten die Schülerinnen über ein großes Repertoire exakt gelernter Zitate verfügen.

Wie zielgenau der Unterricht in der Oberprima die Abituraufsätze vorbereitete, zeigt das Heft der Schülerin Käthe Kirschbaum, das sie seit der Unterprima führte, um darin mit größter Sorgfalt und mit ausdauernder Mühe auf 132 Seiten ihre Bildungsanstrengungen zu dokumentieren.<sup>52</sup> Persönliche Wertungen und eigenständige Kommentare fehlen in diesen Aufzeichnungen ganz. Will man erklären, warum Käthe Kirschbaum wie ihre Mitabiturientinnen so fest davon überzeugt war, dass der Weltkrieg ein „heiliger Krieg“ ist, dann liegt eine Antwort in ihrer Überzeugung, dass die deutsche Kultur alle anderen weit überragt, höchste Verehrung beanspruchen darf und mit Genies wie Goethe, Richard Wagner und Leibniz, die Strömungen von Jahrhunderten zum Abschluss brachte. Die kulturelle Blüte und Sonderstellung der deutschen Kultur, so haben die Schülerinnen gelernt, wird von den europäischen Nachbarn angefeindet und missgönnt. Weil aus dem „Volk der Dichter und Denker“ nun auch ein Volk der Tat geworden sei, das einen Anspruch auf Weltgeltung habe, habe eine Koalition von Feinden Deutschland angegriffen und dieses müsse nun „seine höchsten Güter“ verteidigen. Weil sie selbst mit größter Leidenschaft und Anstrengung dabei sind die „höchsten Güter“ der Bildung zu erwerben, fühlen sie sich geradezu persönlich angegriffen und vertrauen ihrem Lehrer Borchardt, der so authentisch verkörpert und vorlebt, dass die Aneignung der Kultur sinnstiftend, lebenserfüllend und die eigentliche Bestimmung des deutschen Volkes sei. Schaut man auf das Gesamtensemble, in dem Käthe Kirschbaum lebte und dachte: ein bildungsbegeisterter Vater, der seiner Tochter eine hochexklusive Schulbildung ermöglicht, sie von allen weiteren Verpflichtungen freihielt, die Pracht einer modernen und kostspielig ausgestatteten Schule, das überzeugende Vorbild eines Lehrers und Direktors, der sich intensiv im privaten Salon um eine gediegene Bildung seiner ersten Abiturklasse an einem Mädchengymnasium kümmert, dann wird die kritikloslose Gläubigkeit verständlich gegenüber den nationalistischen Denkmustern und problematischen Kriegsdeutungen, die ständiger Unterton des Unterrichts waren. Die Schülerinnen, die meisten stammten aus Aufsteigerfamilien, hatten ein ausgeprägt elitäres Selbstbewusstsein. Sie gehörten zu einer handverlesenen, höchst ehrgeizigen und leistungswilligen Minderheit von 612 jungen Frauen, die in ganz Preußen 1915 das Abitur ablegten.<sup>53</sup> Manche kannten deshalb sicher auch Neid und Missgunst aus ihrem Umfeld. Wenn sie in ihren Aufsätzen mit so viel Pathos beklagen, dass Deutschland aufgrund seiner technisch-wissenschaftlichen und kulturellen Erfolge angefeindet werde, sehen sie durchaus eine Verbindung zwischen der nationalen Lage und ihrer persönlichen Situation. Sie selbst haben eine ähnliche Aufstiegsgeschichte erlebt wie das deutsche Kaiserreich.

---

<sup>52</sup> Das Original des Heftes ist im Besitz der Tochter von Käthe Kirschbaum, eine Kopie liegt im Archiv des Viktoria-Gymnasiums.

<sup>53</sup> Claudia Huerkamp, *Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900 – 1945*, Göttingen 1996, S. 50.

Unter der Überschrift „1914 – 1915. Der heilige Krieg“ hat Käthe Kirschbaum auf sechs eng beschriebenen Seiten notiert, was ihr Lehrer zu diesem Thema in den Unterrichtsstunden referierte. In Teilen fast wörtlich stimmt diese Mitschrift mit ihrem Abituraufsatz überein. Wer die damaligen Anforderungen mit den heutigen im Zentralabitur vergleicht und eigenständige Transfer- und Problemlösungsleistungen vermisst, muss in Rechnung stellen, dass es 1915 natürlich nicht möglich war, Aufgabentexte einfach auf einen Kopierer zu legen. Alles musste während der Prüfung aus dem eigenen Kopf geschöpft werden, dies verlangte unbedingte Aufmerksamkeit und ein exzellentes Arbeitsverhalten während des gesamten vorbereitenden Unterrichts. Mit ungläubigen Staunen liest ein Deutschlehrer heute die umfängliche Liste von Käthe Kirschbaum „was ich gelesen habe“. Für die Zeit Juni 1913 bis Juni 1914 sind hier über 50 Lektüren eingetragen. Unter den Klassikern hat sich Käthe Kirschbaum insbesondere Goethe und Shakespeare erlesen und erstaunlich viel an zeitgenössischer Literatur wahrgenommen wie Hauptmanns Weber, die Buddenbrooks oder Strindberg.

Man darf also sicher davon ausgehen, dass das, was die Schülerinnen schreiben, so oder ähnlich zu lernender Unterrichtsstoff war. Was Paul Borchardt ihnen bot, war ganz auf der Höhe der Zeit. Schon während der ersten Kriegstage hatten Historiker, Theologen und Kulturschaffende den Begriff der „Ideen von 1914“ geprägt, denen sich der national gesinnte Intellektuelle Borchardt anschließt.<sup>54</sup> Er vermittelt seinen Schülerinnen eine Sinnggebung des Krieges, die darauf gründet, dass es ein besonderes „deutsches Wesen“ gebe, das eine tief sinnige und schöpferische Kultur geschaffen habe. Dieses Volk der „Dichter und Denker“, das einen Goethe hervorgebracht hat, habe nun endlich auch zur Tatkraft gefunden und strebe wesensnotwendig nach einer Weltmachtstellung. Dagegen stellen sich die westlichen oberflächlichen Zivilisationen: Frankreich, das Land der verderblichen Ideen von 1789 und der „Überkultur“, womit alle üblen Hervorbringungen der Moderne gemeint sind (Materialismus, Nützlichkeitsdenken, Äußerlichkeit) und England, das Land des Liberalismus und der „Krämerseelen“, das den deutschen Aufstieg neide und es niederzudrücken wünsche. Auf der anderen Seite wurde Russland als Hort der Barbarei und Unkultur dargestellt. Die Schülerin Hanna Donnerberg bringt es knapp auf den Punkt: „England führt den Krieg für seinen Geldsack, Frankreich für seinen Revanchegeanken und Russland treibt der blinde Haß gegen das Deutschtum.“

Ihrem Deutschlehrer, Professor Borchardt, gehen bisweilen das Pathos und die unkritische Rhetorik zu weit; vielleicht drückt ihn im achten Kriegsmonat sogar der Gedanke, Thema und Unterrichtsvorbereitung seien angesichts der Kriegsrealität aus dem Ruder gelaufen. Schon am 18. November 1914 hatte der Chef des Generalstabs von Falkenhayn dem Reichkanzler erklärt, dass Deutschland nicht mehr in der Lage sei, diesen Krieg zu gewinnen. Zwar wurde in der Öffentlichkeit jedes Eingeständnis der Niederlage im Westen vermieden und die Zeitungen verbreiteten weiter Siegeszuversicht. Eine Berichterstattung über das Scheitern des Schlieffenplans und die verlorene Marne-Schlacht war bis 1917 verboten, doch verfügte Borchardt über umfassende Informationen aus der ausländischen Presse. Die Schule hatte eine Reihe von Fachzeitschriften abbestellt und bezog seit 1914 regelmäßig über Genf den „Figaro“ und „Matin“, über Holland die „Times“, den „Punch“ und die „Illustrated London News“. Diese recht ungewöhnlichen Abonnements begründete er im Schulbericht 1914 damit,

---

<sup>54</sup> Jörn Leonhard, Die Büchse der Pandora, S. 244.

dass der Krieg gezeigt habe, „daß wir über die *völkische Eigenart* unserer Gegner mangelhaft unterrichtet waren“. <sup>55</sup>Jedenfalls sieht er die Aufgabenlösungen seiner Abiturientinnen zu sehr auf die Gegenwart eingengt und schreibt mit roter Tinte an den Rand, dass „hier und da etwas ins Überschwengliche gesteigert werde“. In seiner Ansprache zur Eröffnung des neuen Schulgebäudes hatte er betont: „Unsere Schule soll vor allem eine *deutsche Schule* sein“, er wollte aber das Wort „deutsch“ nicht in einem „Hurrasinn“ begriffen wissen, und es fällt auf, dass Kaiser, Militärs und politische Reichsleitung in keinem Aufsatz glorifiziert werden. Direktor Borchardt lässt es auch unkommentiert durchgehen, wenn Frieda Beuther den Reichskanzler „schlicht“ nennt und bedauert, dass wir „nicht so gewaltige Persönlichkeiten unter uns [haben] wie Bismarck oder Moltke“. Einen Hinweis auf den heroisierten Hindenburg als Sieger der Schlacht bei Tannenberg unterlässt ihr Lehrer. Wenn aber seine Schülerinnen die „großartige Organisation des Heeres“ und den „hohen Militarismus“ immer wieder loben, dann war dies die Frucht seines gesinnungsbildenden Unterrichts.

Geschickt und passgenau für die Köpfe seiner Schülerinnen reduziert, referierte Borchardt, was von der Elite deutschen Geisteslebens im Herbst 1914 formuliert wurde. Ob Thomas Mann („Gedanken im Kriege“), Max Scheler („Der Genius des Kriegs und der Deutsche Krieg“) oder Ernst Troeltsch („Die Ideen von 1914“), sie und andere Geistesgrößen formulierten vor, was im Salon des Direktorenhauses gläubige Zuhörer fand. Auch der Vorschlag des Prüfungsthemas „Wann dürfen wir von einem heiligen Kriege sprechen?“ war im Herbst 1914, als er dem Schulkollegium eingereicht wurde, von höchsten Autoritäten eingeführt. Am 2. August 1914 hatte der Berliner Hof- und Domprediger Bruno Doehring in einem improvisierten Gottesdienst vor dem Reichstagsgebäude einer riesigen Menschenmenge zugerufen: „Wenn wir nicht [...] die Nähe Gottes empfinden, der unsere Fahnen entrollt und unserem Kaiser das Schwert zum Kreuzzug, zum heiligen Krieg in die Hand drückt, dann müssten wir zittern und zagen. Nun aber geben wir die trutzig kühne Antwort, die deutscheste von allen deutschen: ‚Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in dieser Welt‘“. <sup>56</sup> Das Etikett „heilig“ konnte wie kaum ein anderes die absolute Verpflichtung zum bedingungslosen Einsatz und zum Opfer für das angeblich angegriffene Vaterland rechtfertigen und hatte auch in der konfessionell wenig geprägten Viktoriaschule eine suggestive Wirkung. Eine solche Übertragung des Religiösen ins Politische „erhöht die emotionale Bindungskraft weltlicher Institutionen“ und lässt dann einen Krieg durch „die behauptete Aura des Sakralen“ als nicht mehr kritisierbar erscheinen. <sup>57</sup> In dieser Aura höchster Legitimation ist dann auch plattester Chauvinismus möglich. Die Schülerinnen lernten etwa den „Hassgesang gegen England“ von Ernst Lissauer auswendig:

„Wir wollen euch hassen mit langem Hass,  
wir wollen nicht lassen von unserem Hass.  
Hass zu Wasser und Hass zu Land,  
Hass, der Häupter und Hass der Hand,  
Hass der Hämmer und Hass der Kronen,  
drosselnder Hass von siebzig Millionen.

---

<sup>55</sup> Das Schuljahr 1914, S. 12.

<sup>56</sup> Manfred Gailus, Bruno Doering, in: DIE ZEIT v. 13.2.2014.

<sup>57</sup> Friedrich Wilhelm Graf, Theologische Aufklärung. Abschiedsvorlesung LMU, [http://www.st.evtheol.uni-muenchen.de/aktuelles/abvl/abschiedsvorlesung\\_fwg.pdf](http://www.st.evtheol.uni-muenchen.de/aktuelles/abvl/abschiedsvorlesung_fwg.pdf) [Zugriff: 05.08.2014].

In Liebe vereint, in Hass vereint,  
wir haben alle nur einen Feind:  
England!“

Und Direktor Borchardt korrigiert in der Sache zustimmend die drittletzte Zeile: „sie lieben vereint, sie hassen vereint“. Mit dem Ergebnis der Prüfungsarbeiten war Direktor Borchardt zufrieden: sieben Mädchen hatten mit „gut“, vier mit „genügend“ und drei mit „nicht genügend“ abgeschlossen. Für die gebundene Sammlung der Aufsätze formulierte er eigens eine Vorbemerkung, die auf mögliche Einsprüche mangelnder „Wissenschaftlichkeit“ abzielt, weil es die Schülerinnen „zu einer mehr gefühlmäßigen Erfassung des Themas hingedrängt“ habe. Er hält aber die „leidenschaftliche Anteilnahme an den Zeitereignissen“ für begreiflich und von mehr formeller Bedeutung. Auch der Vertreter der Schulaufsicht stimmt ihm zu, der die „selbstständigen Lösungen“ lobt. Eine Einschätzung, die von heutigen Deutsch- oder Geschichtslehrern sicher nicht geteilt würde. Der neidische Blick auf die Kollegen von damals, die gestochen geschriebene Arbeiten lesen durften, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Mädchen in weiten Teilen unkritisch nachbeteten, was ihnen über Monate eingetrichtert worden war. Gelobt wird am Ende der „warme Klang“ oder die „tiefe innere Teilnahme“, während die „verwirrte Rede“, die „spröde Form“ oder der „papierene Schluss“ zur Abwertung führten.<sup>58</sup>

Auch wenn die so oft in Anspruch genommene „Wissenschaftlichkeit“ wenig eingefordert wurde, aus den Viktoria-Mädchen wurde was: alle drängte es zur Universität; acht der 14 Mädchen wollten Medizin studieren, fünf strebten das höhere Lehramt an, als einzige entschied sich Isabel Richter für Jura und Volkswirtschaft. Dass sie sich mehrheitlich für die Mediziner Ausbildung oder ein Lehramtsstudium entschieden hatten, wird damit zusammenhängen, dass sie in diesen Studiengängen die geringsten Widerstände gegen die neue weibliche Konkurrenz vermuteten und sich reale Einstiegschancen in den Beruf ausrechneten. Wie verunsichert die Professoren und Studenten in ihrem patriarchalischen Denken waren, als diese selbstbewussten Frauen sich an den Universitäten immatrikulierten, zeigt dieses zeitgenössische Spottgedicht, das sich an das Studentenlied „O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du entschwunden?“ anlehnte:

### *O junge Mädchenherrlichkeit*

O junge Mädchenherrlichkeit  
Welch neue Schwulitäten!  
Bezieht ihr alle weit und breit  
Die Universitäten!  
Vergebens spähe ich umher,  
Ich finde keine Hausfrau mehr!

Die Nähmaschin' bedeckt der Staub;  
Es sank der Herd in Trümmer;  
Der Kessel ward des Rostes Raub,  
Verblichen ist sein Schimmer.

---

<sup>58</sup> Auszüge weiterer Arbeiten sind abgedruckt in: Die Schlacht im Schulheft, DIE ZEIT, Nr.17, 16.4.2014.



Die Wäsche gibt man aus dem Haus  
Und beizt mit Chlor die Flecken aus.

Wo sind sie, die beim Kaffeekranz  
Nicht wankten und nicht rückten,  
Die ohn' Latein bei Scherz und Tanz  
Die Herr'n der Erd' entzückten?  
Jetzt komm'n sie ihnen ins Geheg  
Und wandern früh in das Kolleg.

Da forscht mit glüh'ndem Angesicht  
Die ein' in Quellenschriften,  
Die andre Frauenrecht verficht,  
Und die hantiert mit Giften.  
Sie alle hat der Wissensdrang  
Hinaus gelockt aus altem Zwang<sup>59</sup>

Aufzuhalten war diese ehrgeizige und hoch motivierte Abiturientia aber nicht: auf einer Altschülerliste der dreißiger Jahre sind zehn ihrer Namen mit einem Dokortitel versehen. Der berufliche Einstieg war allerdings – auch bedingt durch die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse der Zwanzigerjahre mit Inflation und bald folgender Weltwirtschaftskrise – alles andere als einfach. Käthe Kirschbaum fand nach ihrem Studium zunächst keine Anstellung als Ärztin und musste eine Stelle als nahezu unbezahlte Schreibkraft annehmen; von Hanna Donnerberg gibt es einen Hinweis in Gerichtsakten, weil sie in den dreißiger Jahren ihre Kassenzulassung gegen einen männlichen Konkurrenten zu erstreiten versuchte und genötigt wurde, ihre Aktivitäten in NS-Organisationen nachzuweisen.<sup>60</sup>

Weil Borchardt fand, dass die Essener Bevölkerung nur mangelhaft „über die völkische Eigenart unserer Gegner“ unterrichtet sei, wandte er sich an acht „Volksabenden“ im ersten Kriegsjahr einer tausendköpfigen Zuhörerschaft zu, um sie über „die Psychologie unserer Bundesgenossen und Feinde“ aufzuklären. Zwei Mitglieder seines Kollegiums, Professor Richter und Oberlehrer Fassbinder, unterstützten ihn in diesem Ziel mit Vorträgen vor Vereinen. Im Schulbericht für das Schuljahr 1914/15 stellte Borchardt fest: „Die Mädchenschule kann nicht dem Vaterlande die Opfer des Lebens darbringen wie die Knabenschule; sie soll keinen wohlfeilen Ersatz suchen in Gefühlsduselei“. Die Burgfriedenspolitik, die versuchte alle Bevölkerungsteile in einer nationalen Einheitsfront zu integrieren, sollte vor Ort durch konkrete und zweckdienliche Hilfe erfahrbar werden. Der Schulleiter organisierte Nähkurse für kinderreiche Soldatenfrauen, die, anders als im Zweiten Weltkrieg, nur eine sehr mangelhafte staatliche Versorgung erhielten. Die Viktoriaschule stellte ihre 12 Nähmaschinen im Nadelarbeitssaal zur Verfügung, lieferte unentgeltlich zugeschnittene Stoffe für neue Wäschestücke und Kleidung und jeweils 40 – 50 Frauen konnten in Wochenkursen unter Anleitung der Handarbeitslehrerinnen alte Sachen flicken und Neues anfertigen. Für die Kinderbetreuung und die Beköstigung war gesorgt. Auch einen volkerzieherischen Effekt sah Borchardt in diesen Nähkursen, denn „die Frauen sind alle ohne Ausnahme zur Erkenntnis gekommen, wie sehr Fleiß und Pünktlichkeit ihrem eigenen Vorteil dient“. Zu Weihnachten wurde in der Aula eine große Feier organisiert: „jede Frau erhielt Eßwaren für die Feiertage, die älteren Kinder Taschentücher und Federkasten, die

<sup>59</sup> [http://de.wikipedia.org/wiki/O\\_alte\\_Burschenherrlichkeit](http://de.wikipedia.org/wiki/O_alte_Burschenherrlichkeit) [Zugriff: 05.08.2014].

<sup>60</sup> M. Kater, Medizin und Mediziner im 3. Reich, in: Historische Zeitschrift 244, 1987, S. 322.

jüngeren Baukasten, Bleisoldaten und Puppen, die von den Schülerinnen unserer Anstalt mit großer Liebe angezogen worden waren“. Mit Stolz konnte der Direktor bilanzieren, zwischen Oktober '14 und März '15 waren 177 Frauen und 520 Kinder in der Schule zu Gast; 345 Hemden, 248 Knabenbeinkleider, 127 Unterröcke, 164 Knabenanzüge, 82 Mädchenbeinkleider, 202 Mädchenkleider, 103 Schürzen, 23 Frauenkleidungsstücke wurden angefertigt. Alles Material und insgesamt 4447 Mittagessen wurden durch Spenden des Kollegiums und der Elternschaft finanziert. Der Bericht endet knapp und lapidar mit der Mitteilung, dass die Viktoriaschule bei der Goldsammlung im ersten Kriegsschuljahr 37. 500 Mark zusammengebracht habe.<sup>61</sup> Bei diesen Sammlungen, die an fast allen deutschen Schulen stattfanden, ging es darum, die damals noch üblichen 10 und 20 Reichsmark Goldmünzen in nominell gleichwertiges Papiergeld umzutauschen. Während der Juli-Krise 1914 hatten die Deutschen Goldgeld im Wert von 100 Millionen von den Reichsbankkassen abgehoben. Da kriegswichtige Rohstoffe im neutralen Ausland seit Kriegsbeginn nur gegen Gold oder Devisen käuflich waren, versuchte die Reichsbank nun das gehortete Gold einzuziehen. Mit einer groß angelegten Aktion „Gold-in-die-Reichsbank!“ unterstützten die deutschen Philologen dieses Unternehmen. Ein Wettbewerb zwischen Schulen und innerhalb der Schulen zwischen Klassen wurde entfacht, wer das beste Umtauschergebnis erzielt. Mit größtem Eifer sammelten die Schülerinnen und konnten während des ersten noch durch Siegeszuversicht bestimmten Kriegsjahres dieses beachtliche Ergebnisse erzielen. Später, im Zeichen der verschlechterten Kriegslage und der Tatsache, dass Umtauschwillige ja schon alles Münzgold gegeben hatten, fielen die Sammlungsergebnisse deutlich niedriger aus. Mit Anreizen, wie schulfreie Tage, kleinen Geschenken oder offiziellen Belobigungen, versuchte die Schule die letzten Reserven zu mobilisieren.<sup>62</sup>

Die Kriegsniederlage kam im November 1918 nach Jahren der Illusionen und der Desinformation als Schock über die Deutschen. In ihrer Abiturzeitung von 1919 haben die Mädchen der Viktoria ihre Erinnerungen an die Primajahre 1917 – 1919 aufgeschrieben und ein kleiner Aufsatz steht unter dem Titel „Revolutionstimmung“.<sup>63</sup> Mit „wohltuender Wärme“ und „großer innerer Anteilnahme“, wie Paul Borchardt wohl kommentiert hätte, schreibt hier eine Abiturientin in der Form eines inneren Monologs wie die Schülerinnen die Novembertage 1918 in der Schule erlebt haben: „Eine lateinische Stunde im Amtszimmer des Direktors! Die gelbe Schreibtischlampe verbreitet ein weiches Licht im halbdunklen Raum. Leise singt das Wasser in den Heizkörpern ... Aber heute quält uns diese Harmonie, fast sehnen wir uns nach einem schrillen Misston... – Unsere Gedanken laufen im Kreise. – Zusammenbruch des Kaiserreiches – Waffenstillstand – Revolution - ... Herrgott, es ist zuviel auf einmal, das Gehirn kann noch nicht alles fassen. Ach, wie oft haben wir hier in die Tiefen des germanischen Wesens schauen dürfen, im Herzen das stolze Gefühl, eines Blutes zu sein mit den großen Dichtergestalten, die den Raum beleben. Wir träumten vom Krieg und Deutschlands Sieg. Und nun - ?“ Bitter fragt sie: „War denn alles, was uns groß und edel schien, war alles Lüge und falscher Schein? Über Nacht brach eine Welt zusammen, eine Welt, die uns heilig war.“ Die Frage nach der Schuld ihrer Erzieher, die sie auch hier - im Amtszimmer des Direktors - zu Völkerhass und Krieg erzogen haben, kann und will sie nicht stellen. Man darf auch sicher davon ausgehen, dass die Abiturzeitung vor ihrer Vervielfältigung durch

---

<sup>61</sup> Das Schuljahr 1914, S. 12f.

<sup>62</sup> vgl. hierzu: Martin Kronenberg, Die Bedeutung der Schule für die Heimatfront im Ersten Weltkrieg, Diss. Göttingen 2010, digital aufrufbar: <http://hdl.handle.net/11858/00-1735-0000-0006-B4AE-4>, v. 9.8.2014, S. 38 – 48.

<sup>63</sup> Unsere Primajahre 1917 – 1919, S. 19 – 21.

Borchardt kritisch geprüft wurde. Mit keinem Wort schreibt sie, wie sich ihr Direktor dazu äußert, dass der Tod von Millionen junger Männer vergebens und Europa ins Elend gestürzt ist. Nach ihrer Beschreibung wird tapfer weiter Livius übersetzt. Aber eine Haltung des Verdrängens und der Flucht aus der Wirklichkeit wird von der Autorin abgelehnt. Mit einer heute hohl und pathetischen scheinenden Rhetorik formuliert sie am Ende: „Mehr denn je heißt jetzt die Forderung: in der Wirklichkeit leben, schaffen und wirken für andere, für die Allgemeinheit. Es gilt, von neuem wieder anfangen, aufbauen, was zerstört wurde, beim Kleinsten beginnen in treuer Pflichterfüllung! Eine neue Zeit ist angebrochen. Auch ihre Weltanschauung hat edle und große Gedanken. Das junge Grün muß recht stark und lebenskräftig werden. Aber wir alle wollen helfen, ein neues, starkes Deutschtum zu schaffen. --- Ein Klingelzeichen ertönt. Die Stunde ist zu Ende.“

Dieses Muster, über alle Umbrüche hinweg, die alte Rede von den „höchsten Werten“ deutscher Kultur weiterzuführen und selbstlosen Einsatz für das Allgemeine zu fordern, bestimmt die Deutung Borchardts auch nach 1918. Ein Verstehen, dass diese bildungsbürgerlich-nationale Ersatzreligion offene Einfallstore für schlimmsten Missbrauch hat, gelang ihm nicht. In einer Festschrift schreibt er 1928: „Keine Stadt wurde beim Friedensschluss schwerer getroffen als Essen. Die wirtschaftliche Basis schien zertrümmert zu sein, vor allem durch die erzwungene Stilllegung der Kruppschen Waffenschmiede. Aber das Gefühl der Lähmung gegenüber den wahnsinnigen Feindesforderungen dauerte nur ganz kurze Zeit“.<sup>64</sup> Es entsprach nicht seinem Naturell klagend und verbittert auf die Zerstörung der fest gefügten Ordnung des Kaiserreichs zurückzublicken. Sein Fundament, der feste Glaube an die unzerstörbare Kraft von Bildung und Kultur wie die Einsicht des Historikers, dass Geschichte keinen Stillstand kennt, gaben ihm Mut und Zuversicht, sich auf die Herausforderungen der Zukunft einzulassen: „Neue Gedanken erfüllen unsere Zeit; neue führende Geister sind erstanden neben den alten.“<sup>65</sup>

Bis zu seiner Pensionierung Ostern 1931 wirkte Paul Borchardt an der Viktoriaschule. Er hatte sich jede Abschiedsfeier verbeten. Nach kurzer Krankheit starb er im siebenzigsten Lebensjahr am 5. Mai 1935.

---

<sup>64</sup> Paul Borchardt, Gesellschaft Verein, S. 54.

<sup>65</sup> Ebd.

jaht, unnt er ganze Arbeit.  
Kein Besart zückt er in  
allarspar Linie jagun dan  
Sind, der gedückt fichtar  
dan Meera sitzt. Er wird  
ifu bis aufs Blut verfolgten  
mit seiner gewaltigen Kraft?  
Ja: „Wir wollen nicht lassen  
mit dem großen Haß,  
wir wollen nicht lassen von  
unserem Haß.“

Haß zu Wasser und Haß zu Land  
Haß des Hauptes und Haß der Hand  
Haß der Himmels und Haß der  
Erde,  
thousands Haß von hundert  
Millionen.

*Sie leben vereint, sie haben vereint,*

Im Lida unweit, im Haß war  
sint,

Kein haben alle mit einem Feind:  
„Freiland!“

*Freiung!*

Freiheit, Volkshandheit, Kraft  
und Muth und Volkshandheit  
wollen mit unserem  
Feinde wahren, das ist die  
einfache unerschütterliche Volkshand  
ganz für und ein wappescher

Eine Seite aus dem Prüfungsaufsatz von Frieda Beuther

Frieda Beuther

Reifeprüfung Ostertermin 1915

Deutscher Prüfungsaufsatz

Wann dürfen wir von einem heiligen Kriege sprechen?

Gliederung.

- A. Der heilige Krieg in der Geschichte.
- B. Der gegenwärtige Krieg, seine Ursachen und weshalb wir ihn heilig nennen dürfen.
- C. Der heilige, wehrhafte Krieg muß siegreich sein.

Heiliger Krieg! So klingt es in gewaltigen Klängen von der Türkei her durch die ganze Welt des Islams. Heiliger Krieg? Wann ist uns diese Bezeichnung schon einmal früher in der Geschichte begegnet? Wir alle wissen von den Kriegen, die meist um die Heiligtümer von Delphi geführt worden sind. Es sind Glaubenskriege gewesen, heilig, weil bei den Alten alles, was zu Gott gehört, wo man sich ihn bis zur Menschlichkeit verdichtet vorstellt, heilig ist. Auch die Kriege, in denen die Israeliten gegen fremde Eindringlinge, gegen götzendienerische Eroberer fochten, sind in gewissem Sinn heilige Kämpfe, ebenso später die punischen Kriege, die ihre göttliche Begründung in dem Rassen- und Kulturunterschied besitzen. Wieder begegnet uns diese Bezeichnung „heilig“ bei den mit grausamer Härte geführten Glaubenskriegen des Islams; hier, wie später bei den Kreuzzügen, gilt das Losungswort: „Gott will es!“ Die späteren Kriege, die als heilig und von Gott gewollt galten, sind der schmalkaldische und der dreißigjährige Krieg. (**wer wird diese Kriege für heilig halten!**) Dann tauchen vor unserem geistigen Auge die Befreiungskriege von 1813 auf, der endliche, mit unermesslichen Opfern an Blut und Gut erkaufte Sieg über die französische Fremdherrschaft, an der wir noch kürzlich bei der Jubiläumsfeier mit Stolz und Freude gedacht haben. Dieser Krieg ist gerecht, notwendig. Ist er aber deshalb heilig? Nein, ebenso wenig wie der von 1870. Heilig dürfen wir nur den gegenwärtigen Krieg nennen. Augenblicklich stehen wir in einem Völkerringen, so fürchterlich, so entsetzlich und gewaltig, wie es die Weltgeschichte noch nicht erlebt hat. Krieg! Krieg nach drei Fronten! So gellte es in jenen denkwürdigen Augusttagen durch die deutschen Lande. Unser geliebtes Vaterland ist in tödlicher Gefahr. Getrieben von den überreichen Versprechungen und von der schlauen Hetze des „perfiden Albion“ haben sich Feinde ringsum gegen uns erhoben. Da heißt es, die Zähne zusammenbeißen und: „durch!“ Koste es was es wolle! „Gegen unseren Willen, gegen unser redliches Bemühen müssen wir das Schwert ziehen“, und „wer so bedroht ist, wie wir und um sein Höchstes kämpft, der darf nur daran denken wie er sich durchhaut“, hat unser schlichter tapferer Reichskanzler gesagt. Jedes deutsche Herz muß ihm zustimmen. Unser bitterster, unauslöschlicher Haß richtet sich gegen England. Wer hätte diese Handlungsweise von der uns so nah verwandten anglosächsischen Rasse erwartet! Bitterer als diese Enttäuschung ist nie Etwas von uns Deutschen empfunden worden, aber jetzt weiß der deutsche Michel, was er will, jetzt macht er ganze Arbeit. Sein Schwert zückt er in allererster Linie gegen den Feind, der geduckt hinter den Mauern sitzt. Er wird ihn bis aufs Blut verfolgen mit seiner gerechten Waffe:

„Wir wollen euch hassen mit langem Hass,  
wir wollen nicht lassen von unserem Hass.  
Hass zu Wasser und Hass zu Land,  
Hass, der Häupter und Hass der Hand,  
Hass der Hämmer und Hass der Kronen,  
drosselnder Hass von siebzig Millionen.  
In Liebe vereint, in Hass vereint,  
wir haben alle nur einen Feind:  
England!“

( nach Ernst Lissauer, Hassgesang gegen England)

Freiheit, Selbständigkeit, Kraft und Würde und Selbstbestimmung wollen uns unsere Feinde nehmen, deshalb ist dieses entsetzliche Völkerringen für uns ein wahrhafter und heiliger Krieg. Man gönnt uns unser immer mehr wachsendes Heer, unsere junge, heldenhafte Flotte nicht. England möchte uns wieder zu einem europäischen Staat von mittlerer Größe machen, zu dem kleinen, in sich und von der Welt draußen abgeschlossenen Volk der „Dichter und Denker“. Wir brauchen aber Raum, viel Raum, einen großen Platz in der Welt, um unserer wachsenden Volkszahl, unserem emporblühenden Handel gerecht zu werden. Es ist uns daher eine sittliche Notwendigkeit, eine heilige Aufgabe, diese Lebensmöglichkeiten zu schaffen, darum dürfen wir heute von einem heiligen Kriege sprechen. Auch dem Geringsten unter uns ist die unerbittliche Forderung ... klar. Aller parteiliche Hader, alle Klassenhass ist verschwunden. „Wenn es zum Kampfe kommt, hört jede Partei auf, wir sind nur noch deutsche Brüder“. Jeder Deutsche ordnet seine Persönlichkeit dem großen Ganzen zum Nutzen der heiligen Sache unter; der Egoismus schweigt. (**warum nicht „Eigennutz“, „Selbstsucht“?**) Wie willig und freudig hat unser Volk sich darin gezeigt! Wem aber haben wir das zu verdanken? Dem viel bespöttelten, berüchtigten Militarismus. Er hat uns zu diesem heiligen Kriege unsere Kräfte gestählt. Freilich ist nicht das darunter zu verstehen, was unsere Feinde annehmen, nämlich eine nie erlahmende, geduldige Methode um mittelmäßige Menschen heranzubilden. Militarismus ist die herrlichste Frucht der organisatorischen Befähigung unseres Volkes. (**gut**) Er will uns zu selbständigen und handelnden Menschen erziehen, und das ist im Kriege und im Frieden von unschätzbbarer Bedeutung. Welche unendlichen Ausblicke auf Entwicklungsmöglichkeiten eröffnet uns dieser Krieg! Vorwärts! Durch! Das müssen unsere Losungsworte sein und bleiben. „Bin Faust und fühl es tief und recht, wie ich beharrte, wär´ ich Knecht. Ein geistig strebend Volk ist mein, Todfeind des Wahnes dumpfen Schein! Hinauf! Hinan!“

Diesem Verlangen nach höchster Kraftaufaltung wollen unsere Feinde mit allen Mitteln, großen und kleinen, erlaubten und unerlaubten, wehren. Sie wollen den deutschen Einfluß, den deutschen Gedanken, in der Welt, nicht zu Worte kommen lassen, sie wollen uns zertreten, zermalmen, denn sie fürchten uns. Das sei unser Streben, dem deutschen Gedanken in der Welt Geltung zu verschaffen. Darum ist uns dieser Krieg heilig: die Unterdrückung des Deutschtums ist mit einer seiner tiefsten Ursachen. Wir fragen uns vergeblich nach den Gründen des auf uns gerichteten Hasses. Was haben wir denn getan? Gerade der Deutsche ist es doch, der immer am meisten Verständnis hat für die Eigenart fremder Nationen. Er betont doch am wenigsten seine Persönlichkeit. (**gemeint ist wohl, dass er nicht auf sein Volkstum pocht**) Jetzt allerdings, nach dem Kriege, wird er damit anders werden. Dann erweisen sich vielleicht die prophetischen Worte Geibels als sieghafte strahlende Wahrheit: „Und es mag am deutschen Wesen

noch einmal die Welt genesen“. Dann ist der Krieg auch heilig für die ganze Menschheit, dann nützen wir selbst denen, gegen die sich jetzt unser Hass und unser Stahl richtet. Freilich harte, böse Kämpfe gibt es, sehr lange dauert es noch. Heilige, blutige, lebendige, unersetzliche Opfer kostet es. Wie ein herrliches unwahrscheinliches Märchen wird uns die endliche Siegeskunde anmuten. Die tiefen, schmerzlichen Wunden, die uns dieser heilige Krieg schlägt, werden sich niemals völlig schließen. In diesem furchtbaren Schlachtenringen wird uns der Sie werden, denn er muss uns um jeden Preis werden, wenn wir nicht elend zu Grunde gehen wollen. Zwar haben wir nicht so gewaltige Persönlichkeiten unter uns, wie Bismarck oder Moltke, aber durch den Militarismus, der Selbstaufopferung, Hingabe an eine große Sache in strengster Pflichterfüllung gebieterisch von uns fordert, sind fast alle zu jenem schlichten Heldentum gereift, das uns von Ernst Zehn? Oft in so ergreifender Weise geschildert wird. Wir müssen eben jetzt auch ohne Bismarck und Moltke siegen. Es darf kein Zaudern, kein Wanken geben. Wir müssen handeln, uns behaupten: „Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten, nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen, rufet die Arme der Götter herbei!“

***Die Verfasserin schreibt mit tiefer innerer Teilnahme. Ihre Darstellung ist gewandt. Vom rein schulmässigen Standpunkt wäre zu tadeln, dass sie dazu neigt, die tatsächlich vorhandene Gedankengliederung durch die Darstellung etwas zu verwischen.***

**Gut**

***Die Klassenleistungen waren vollgenügend, z. T. gut.  
Prof. Borchardt  
Direktor***

Käthe Kirschbaum

Reifeprüfung Ostertermin 1915

Deutscher Prüfungsaufsatz

Wann dürfen wir von einem heiligen Kriege sprechen?

Plan:

A: Die Erhebung 1813

B: I. Heilige Kriege in der Geschichte

II. Wir dürfen von einem heiligen Kriege sprechen

1. wenn Heiliges verteidigt wird,
2. wenn er in sich sittlich ist.

C: Die Folgen des Krieges. (***... gemeint ist: unseres jetzigen – heiligen Krieges.***)

Vor zwei Jahren haben wir das Gedächtnis gefeiert seiner großen Zeit, da Preußen sich erhob aus Schmach und Not, da es sich stark genug zeigt, die Ketten des korsischen Eroberers abzuschütteln. Damals ertönte aus den Reihen der jungen Helden, die voll

Todesmut hinauseilten, sich ein Vaterland zu erkämpfen, der begeisterte Ruf: „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen“, - denn „S'ist ein Krezzug, s'ist ein heiliger Krieg“. Größeres haben wir erlebt. Wieder ist das Volk aufgestanden. Zu blutigem Ringen steht sich fast ganz Europa gegenüber. Dürfen wir jenes Wort nachsprechen? Wann dürfen wir von einem heiligen Kriege sprechen? Wir wären keine Deutschen, wenn wir nicht eine deutsch-ehrliche Antwort auf die Frage geben könnten.

B.I.

Wir haben in der Geschichte von heiligen Kriegen sprechen gehört und zwar immer dann, wenn der Kampf der Verteidigung eines Götterheiligums galt, oder wenn er in sich sittlich berechtigt war. Beide Kennzeichen finden wir den israelitischen Kriegen. **(doch nicht bei allen!)** Die Kriege Mohammeds, in denen er mit dem Schwerte seinen Glauben den Menschen aufdrang, waren heilige Kriege im ersteren Sinne. In den Kreuzzügen, die die Wiedereroberung des heiligen Grabes bezweckten, trat der sittliche Gedanke bald zurück hinter Ehrgeiz und Abenteuerlust. Im dreißigjährigen Kriege ging er völlig verloren, höchstens können wir bei dem Schwedenkönig noch davon sprechen. Langsam bildete sich ein anderes Ideal des heiligen Krieges: er war nicht mehr der Kampf für das Äußerliche einer Religion, er war ein Ringen um Weltanschauungen, um die höchsten Güter der Kultur. 1813 folgte der Befreiungskampf Preußens, der durchdrungen war von sittlicher Begeisterung, wo die Scharen herbeiströmten zum Gottesdienst am Altar des Vaterlands. Preußen erstarkte innerlich in schweren Wirren. Endlich kam der Augenblick, wo es seine jungen Kräfte auf die Probe stellen musste, um sich für die Führung der deutschen Bruderstämme stark und würdig zu zeigen. 1870 war gerecht, war notwendig, aber kein heiliger Krieg. Ein 43-jähriger Friede war uns beschieden. Da begann der größte Krieg, den je die Welt gesehen. Noch tobt der Kampf, noch können wir die Fülle von Ideen, die er angeregt, weder ordnen noch übersehen. Dürfen wir ihn einen heiligen Krieg nennen?

B.II.

Es geht um Heiliges, es geht um das Höchste: dem Bestand unseres Staates. Mächtig steht es da, unser herrliches Vaterland. Das Blut unserer Väter hat seinen Boden fruchtbar gemacht. Und wir wurzeln darin. Im letzten Jahrhundert ist es uns immer klarer geworden, dass im Vaterland die „starken Wurzeln unserer Kraft“ ruhen, dass wir ohne sie ein schwaches Blatt sind, „das jeder Sturm zerknickt“. Diesem Vaterland verdanken wir unser Bestes, es hat in der Schule die schlummernden Geistesfähigkeiten geweckt, um sich nachher der Allgemeinheit dienstbar zu machen. Es hat all unser Gut beschützt, Heimat und Familie. Jetzt ist es unsere Pflicht, den Staat zu schützen, Dienst erfordert Gegendienst. Seinem Fortbestehen droht Gefahr, ihn zu verteidigen, zwingt uns die Dankbarkeit.

In diesem Kriege verteidigen wir das Heiligtum des deutschen Geistes, unserer Kultur. Die deutsche Kultur hat ihre Weltaufgabe. Sie ist die Kultur der Wahrheit und Verinnerlichung. „Wir verteidigen den Platz, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter“, sagte der Kaiser zu Beginn des Krieges. Wir haben die Pflicht, diese Kultur zu hüten, nicht nur für uns, sondern auch für unsere Feinde, denn von uns soll die Gesundung der ganzen Welt ausgehen: Am deutschen Wesen soll die Welt genesen.

B.II

Die Geschichte nennt einen Krieg heilig, der in sittlich ist. Unser Krieg ist heilig auch in diesem höchsten Sinne. Rein trat unser in den Kampf ein. Wir haben ihn nicht gewollt,



wir haben ihn verhindert mit allen Kräften. Von Ost und West sind sie über uns hergefallen. Wir mussten den Fehdehandschuh aufnehmen, wenn wir sein wollten. **(Befremdende Knappheit, man erwartet: unser Dasein behaupten.)** Der Beginn dieses Krieges wird immer ein Ruhmesblatt in der deutschen Geschichte sein. Auf unsere Treue war der Anschlag gebaut. Uns galt der Kampf, uns drohte man die Vernichtung, aber gegen Österreich ging man vor. Denn unsere Feinde führten dabei den Schein des Rechtes auf ihrer Seite. **(unklar)** Wir aber ergriffen, das wusste man, ohne zu zaudern im vollen Bewusstsein der ungeheuren Folgen, das Schwert für den Freund. Unser Krieg ist getragen von dem sittlichen Verantwortungsgefühl des ganzen Volkes. Das ganze Volk erhob sich wie ein Mann, nicht im stürmischen Begeisterungstau, nicht erfüllt von unklaren, verwirrten Hoffnungen, es stand auf ruhig, im stolzen Bewusstsein seiner Stärke, „für’s Vaterland zu sterben, so siegessicher, so todesmutig und opferfreudig wie 1813. Aller Klassengeist war verschwunden, und überrascht sah das ganze Ausland die Einigkeit unseres Volkes. Sie kannten es nicht, das deutsche Volk. Sie glaubten, ein von Parteiungen zerrissenes Land, das sei Deutschland. Aber unser Volksgeist offenbarte sich herrlich in der Zeit der Not. Der große Augenblick fand ein großes Geschlecht. Und jeder einzelne empfand die Größe des Augenblicks. Er gab sein Leben auf und wurde ein Teil des unendlichen Ganzen, eine Welle in dem gewaltigen Strom, der die Feinde überflutete. Und dennoch gibt er nicht seine Persönlichkeit auf, er bleibt sich bewusst, dass er sein Höchstes opfert für des Volkes Glück, sein Leben hingibt für das der Nation. Das Sterben erhält einen Zweck, das Leben des Kleinen, des Ungebildeten erhält Ewigkeitswert.

Auch im Kriege beachten wir die Gesetze der Sittlichkeit. Wir lassen den Franzosen ihre erlogenen Siege, wir lassen die Russen sengen und brennen in unserem Lande und ihrem eigenen, wir lassen die Engländer bei ihrer kühlen Krämerpolitik; sie alle verurteilen sich selbst. Ihnen stellen wir unsere Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit, unseren Idealismus, unseren, wir sind jetzt stolz auf dieses Wort - Militarismus - entgegen.

C. Wenn wir, wie wir es jetzt tun, für unsere heiligsten Güter kämpfen, so durchdrungen vom sittlichen Ernst und religiöser Inbrunst – dann dürfen wir den Krieg einen heiligen nennen. Heilige hat er unserm Volk gegeben, jene tausende von Männern und Jünglingen, die für einen Augenblick der höchsten Steigerung des Lebens ihr Leben hingaben. **(gut!)** Ihr Heldentum wird uns voranleuchten, ihr Andenken uns schützen, dass wir, wenn friedliche Tage kommen, nicht in den Alltag zurücksinken. Das Volk, das seinen großen Augenblick eng verbunden erlebt hat, wird einig bleiben.

***Das Thema ist innerlich erfasst. Mag die Verfasserin über den historischen Teil flüchtig hinwegeilen: sie fasst die Frage nicht oberflächlich auf und beantwortet sie mit durchdachten Gedanken.***

**gut**

***Auch ihre schriftlichen Klassenleistungen waren gut.***

***Prof. Borchardt  
Direktor***

## Käte Kirschbaum – Leseliste aus ihrem Schulheft

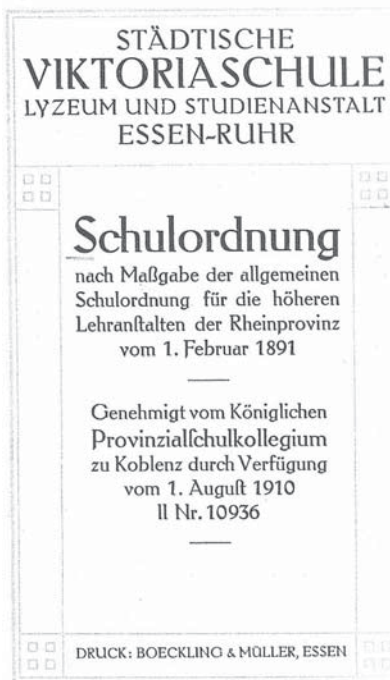
### Bücher, die ich gelesen habe:

1. Befreites Jerusalem, Tasso, Juli 13 [Epos von Torquato Tasso]
2. Lilienkron, Juli 13 [Kriegsnovellen]
3. Martin Salander, Keller, August 13
4. Menschen untereinander, Ruskin, August 13
5. Georg G..... , September 13
6. Mozart auf der Reise nach Prag, Mörike, September 13
7. Götz von Berlichingen, August 13
8. Dichtung und Wahrheit, August 13
9. Werthers Leiden, Juni 13
10. Raskalnikov, Oktober 13
11. Idylle vom Bodensee, Mörike, September 13
12. Werthers Leiden, November 13
13. Götz von Berlichingen, November 13
14. Strindberg, Historische Miniaturen, Dezember 13
15. Trompeter von Säckingen, November 13
16. Synnøre Solbakten, Bjørnstjerne Bjørnson
17. Kleist, Der zerbrochene Krug, Dezember 13
18. Käthchen von Heilbronn, Dezember 13
19. Maler Nolten, Dez. – 7. Januar 1914
20. Mozart auf der Reise nach Prag, Dezember 13
21. Märchen und Erzählungen, Oskar Wilde, 1914
22. Zur Chronik v. Grieshuis, Storm, Januar 1914
23. Faust I, Januar 14
24. Tasso, Januar-Februar 14
25. Ut der Franzosentid, Februar 14
26. Alles um Liebe, Eulenberg 19.-20. März 14
27. Die Weber, Gerh. Hauptmann, 21. März 14
28. Fiesko, Schiller, 23. März 14
29. Die Geschwister, Goethe, 24. März 14
30. Egmont, 24. März 14
31. Zur Chronik von Grieshuns, Storm, 13. April 14
32. Der Tor, Kellermann, 15. April 14
33. Balladenbuch, Avenarius, 15. April 14
34. Pilgerfahrt, Adele Gerhard, April 14
35. Die vom Niederrhein, Rudolf Herzog, 21. Mai 14
36. Jutta und Maria, Handel-Mazetti, 23. Mai 14
37. Katinka die Fliege, H. Eulenberg, 26. Mai 14
38. Ingo und Ingraban, G. Freitag, 1.-7. Juni 14
39. Aquis submersus, 8. Juni 14
40. Sommernachtstraum (zum Teil)
41. Othello (zum Teil)
42. Hamlet
43. Was ihr wollt
44. Romeo und Julia, 3. August ...
45. König Heinrich IV.
46. Der Zusammenbruch, Zola, beg. Anfang August
47. Niels Lyhne
48. Mogens, Jacobson
49. Hier sollten Rosen...
50. Die Weise von Liebe und Tod, R. M. Rilke, Juli 14
51. Gösta Berling, S. Lagerlöf, August 14
52. Buddenbrooks, Thomas Mann, Oktober 14
53. Die Akten des Vogelsangs, Raabe, August 14
54. Herrn Arnes Schatz, S. Lagerlöf, 26. Dezember 14  
Das Sinngedicht, G. Keller, Dezember

**Korrekturbemerkungen des Oberstudiendirektors Professor Paul Borchard – sie können uns auch heute bereichern!**

- *leidenschaftliche Anteilnahme*
- *die Wärme der Darstellung berührt wohltuend*
- *[die Arbeit zeigt] eine schwere körperliche und geistige Indisposition*
- *eine mehr gefühlsmäßige Erfassung des Themas*
- *Abneigung gegen begriffliche Formulierungen*
- *nicht ganz harmonische Rhetorik*
- *leere Häufung*
- *schwerfälliger Satzbau*
- *seltener Ausdruck*
- *das Thema ist den Blicken entschwunden*
- *hässlicher Klang*
- *dünnes Gespinnst allgemeiner Redensarten im Stil einer Lokalzeitung*
- *Klang!*
- *Diese langatmige Wiederholung klingt hässlich*
- *im Wirrwarr hochklingender Redensarten erstickt*
- *recht äusserliche Auffassung*
- *was sind das für kalte Wendungen!*
- *ein reichliches Pathos führt die Verfasserin*
- *schwerfällige Wiederholung*
- *nichts als luftige Redensarten*
- *seltene Formung*
- *das schießt über das Ziel hinaus!*
- *doch wohl umgekehrt!*
- *das ist doch eine äusserliche Auffassung!*
- *Fremdwort (Duldung) [Korrektur zum Wort „Toleranz“]*
- *unglückliches Bild!*
- *spröde Form!*
- *Verengung des Themas*
- *leidlich brauchbare Antwort*
- *Doppelt hält gut*
- *Das ist inhaltslose Rhetorik!*
- *korrekt, aber farblos*
- *Häufung!*
- *verwirrte Rede*
- *tiefe innere Anteilnahme*
- *vom schulmäßigen Standpunkt aus zu tadeln*
- *der Gedanke ist nicht klar geformt*
- *tief und treffend*
- *wozu die schwerfällige Wiederholung?*
- *kein glücklicher Ausdruck*
- *davon hat man noch nichts gehört!*
- *eine wohlfeile Überleitung*
- *die Darlegung ist nicht tief, aber brauchbar*
- *papierner Schluss*
- *[die Arbeit zeigt] die zunehmende Ermattung der Verfasserin*
- *befremdende Knappheit*
- *Warum nicht „Gedanken“? [Korrektur zu „Ideen“]*

Auszüge aus der Schulordnung der Viktoriaschule 1913



§ 4	Die Schule verlangt von ihren Schülerinnen den regelmäßigen und pünktlichen Besuch aller vorgeschriebenen Unterrichtsstunden einschließlich der Turnstunden, sowie der Schulfeierlichkeiten und der Schulandachten, bzw. des seitens der Schule angeordneten Gottesdienstes. ...
§ 7	Schülerinnen, die an <i>ansteckenden Krankheiten</i> , insbesondere a) an Aussatz, Cholera, Diphtherie, Fleckfieber, Gelbfieber, Genickstarre, Pest, Pocken, Rückfallfieber, Ruhr, Scharlach, Typhus, b) an Favus, Keuchhusten, Körnerkrankheit, Krätze, Lungen- und Kehlkopftuberkulose, Masern, Milzbrand, Mumps, Röteln, Rotz, Tollwut und Windpocken leiden, dürfen erst dann die Schule wieder besuchen, wenn die Gefahr der Ansteckung nach ärztlicher Bescheinigung als beseitigt anzusehen ist. ...
§ 10	Privatunterricht in den Schulfächern dürfen die Schülerinnen nur nach vorheriger Verständigung mit dem Direktor nehmen.
§ 11	Jede Schülerin ist verpflichtet, innerhalb wie außerhalb der Schule die Gebote des Anstandes und der guten Sitte zu befolgen. Den Lehrern und Lehrerinnen der Anstalt ist sie Gehorsam und Ehrerbietung schuldig.
§ 12	Alle Schülerinnen stehen unter der Schulzucht der Anstalt auch außerhalb der Schulräume und der Unterrichtszeit, soweit der Zweck der Schulerziehung es erfordert. Auswärtige Schülerinnen insbesondere sind in gesamten Leben der Aufsicht der Schule unterworfen.
§ 15	<b>Die Schulordnung verbietet:</b> a) Geldsammlungen unter den Schülerinnen ohne Genehmigung des Provinzial-Schulkollegiums, b) die Teilnahme an gemischten Tanzkursen in öffentlichen Lokalen, c) die Teilnahme an öffentlichen Bällen, d) den Besuch von Theatern, öffentlichen Konzerten und Vorträgen ohne Begleitung der Eltern oder ihrer Stellvertreter e) die Benutzung von Leihbibliotheken. Die Eltern oder ihre Stellvertreter sind haftbar für den von ihren Töchtern oder Pflegebefohlenen nachweisbar am Eigentum der Schule angerichteten Schaden.





Die Rückseite zeigt eine Zeichnung von Tina Berning, DIE ZEIT, Nr. 17  
Die Schlacht im Schulheft, 16.04.2014.

